17. Juni 1923 — Sonntagsbeilage

Der Bücherkarren

Neue Dichtungen von Alfred Wolfenstein.

Abenteuerliche Geschichten.

In einer Sammlung „Illustrierte Jugendschriften“ erscheinen zwei Bände „Abenteuerliche Geschichten“, bearbeitet von Wilhelm Cremer (Rudolf Mosse, Buchverlag). Der eine Band heißt „Der Erbe des Teufels“ nach der gleichnamigen, in ihm enthaltenen Geschichte aus Balzacs „Contes drolatiques“. Obwohl die hier so gefaßt ist, daß der besondere Zauber ihrer Derbheit verlorenging, hat sie für eine „Jugendschrift“ doch noch erfreulich viel Radialheit und Ehrfurchtslosigkeit. Und das erscheint mir überhaupt als der Hauptvorzug der beiden Bücher, daß sie, entgegen der üblichen Verklärungs- und Versüßlichungsmethode des Genres, ganz unsentimental, hart, bitter, massiv und energisch kommen. So stehen in diesem ersten Bande Poes wildes, aufreizendes Empörungsbeispiel „Die Rache des Zwerges“, Ambrose Bierces infernalisches Experiment der „Totenwache“, Alessandro Sozzinis herzloser Scherz mit den „Drei Blinden“, Becquers grandios-starre Legende „Das Kreuz des Teufels“. Der vielfältig behandelte Fall des Mannes, dem bei einem Geisterabenteuer Jahrzehnte vergingen wie ein Augenblick, wird hier in einer leicht burschikosen, mit krauser Groteskkomik gewürzten Nuance gegeben und die ganze Gruselsphäre schließlich durch so herzhafte Persiflagen wieder aufgehoben, wie es Wildes knock-about-Burleske „Der Geist von Canterville“ und Colombos unehrerbietiger Schwank vom „Verzauberten Esel“ darstellen. Der andere Band nennt sich „Das Galgenmännlein“ nach einer Geschichte von Wilhelm Binder, die ziemlich nüchtern einer Teufelsgabe zähe Anhänglichkeit schildert. In diesem Bande ist auch „Moral“ vorhanden, aber gottlob keine von der wohlfeilen, nicht ganz uneigennützigen und unzweideutigen Sorte, sondern immerhin eine, die sich hören läßt. So in Storms kraftvoller Geschichte „Bulemanns Haus“, in Hebbels „Rubin“. Ein großer Teil dieses Buches gehört dem humoristischen Fabulieren, das manchmal etwas hausbacken bleibt, wie in Gerstäckers „Totem Chaussee-Einnehmer“, in Kellers „Mißlungener Vergiftung“ oder gar in Franz Hoffmanns frostiger Banalität „Courage“. Im „Gastfreien Ritter“ von Musäus, den „Vier kunstreichen Brüdern“ von Grimm, in handfesten Variationen des Raufführer- und Gaunertums (von Bruder Pauli, Hans Sachs, Hermann Kurz, Adalbert Kühn, Joh. Wilh. Wolf), aber echten Urwuchs und wirkliche Ueberlegenheit besitzt. Der Herausgeber und Bearbeiter Wilhelm Cremer überträgt in einem eigenen Erzeugnis diese Gaunerphantastik ins Aktuelle und Nationalistische, und die weitaus ulkigste Schnurre steuert Büsching bei: „Die Geschichte des Bauern Kibitz“, die ganz ohne Gemüt, Menschenfreundlichkeit, Altruismus den Siegeszug eines universal-gewissenlosen Typs darstellt. Hermann Abeking versah die beiden Bände mit durchaus überflüssigen Illustrationen, die ebenso sicher jeder wahren Dämonie, Gespenstigkeit oder auch nur seltsamen Stimmung ermangeln, wie des Schwunges großer Ironie oder Exzentrizität dort, wo sie etwa lapidar-skurril wirken wollen.

Max Herrmann (Neiße).

Carl Brinkmann: Die bewegenden Kräfte in der deutschen Volksgeschichte

Theater für Sonntag, 17. Juni.

Die 2 Gilbert-Schlager — Katja — Jean Gilbert

Baden-Baden
Städtische Schauspiele
am 28. und 30. Juni 1923
im
Kleinen Theater
2 Festaufführungen von Mozarts
„Don Giovanni“

Diamanten-Regie
Deutsche Kolonial-Gesellschaft
Berlin W 8, Behrenstraße 7
Verwertung und Bevorschussung
von Edelsteinen u. Juwelen in jeder Höhe

Bankkommissionsgeschäft
jungen Arbitrageur
Privatbankhaus
Börsenvertreter
Börsenvertreter

Trabrennen Ruhleben
Rennen zu Strausberg

Bankinstitut in Berlin

Börsen-Abteilung
Effekten-Abteilung
Buchhalterei
Tresorverwaltung
Wertheim-Bank Akt.-Ges.

Gelernte Bankbeamte

1 Milliarde Kapital
Privatbank

10. Juni 1923

Der Bücherkarren

Sonntagsbeilage

Heinrich Lilienfein: Das trunkene Jahr.

(J. G. Cotta.)

Dieser Roman behandelt einen immerhin typischen Bezirk aus dem gegenwärtigen kulturellen Zustande Deutschlands: jene besondere Sorte Freischulbewegung, die eine Art modern-heidnischer Weltbejahung pflegt und hier und da im Lande eine Erziehungsgemeinde untereinander Gleichberechtigter bildet. Schön ist an solchen Gemeinden die Zwanglosigkeit des Unterrichts, bei dem Lehrende und Lernende — ohne Rangstufung und Vorgesetztentum — sich gegenseitig fördern, die Schulstunde zum Erlebnis wird und Schüler und Magister in herzlichem Zusammenleben auf gleicher Basis Glieder des gleichen Haushaltes sind. Die Schönheitsfehler am Gesamtbild solcher Gemeinden werden hier besonders in Betracht gezogen. Anscheinend einen aktuellen Fall ungefähr zur Vorlage nehmend, schildert Lilienfein das Treiben um Meister Hochgart auf der Augustenburg. Dieser Hochgart ist ein recht unkomplizierter, allzu robuster, von keinerlei Gewissensnöten belästigter Kerl, der durch seine unerschütterliche Vitalität auf die Jugend, und vor allem auf die weibliche Jugend, faszinierend wirkt, allerdings auch reife Männer durch die großzügige Unschuld seines Wesens mitreißt und etwas Elementares hat in der Souveränität, mit der er die erotischen Gefühle ungegliedert einfach nimmt und rücksichtslos seinen eigenen Trieb durchsetzt auch gegen die Tragik des ihm nahestehenden Menschen, die er dann eben einfach und bequem als reaktionäre Schwäche abtut. Diese, wie gesagt, für die Gegenwart charakteristische Type kommt bei Lilienfein ziemlich genau heraus, und um sie gruppiert sind ein paar ebenso landläufige Figuren: der Deutschlehrer mit literarischen Ambitionen, der Renaissance-Skizzen schreibt, schließlich doch den Anforderungen restloser Vorurteilslosigkeit nicht gewachsen ist und nach einer kleinen verliebten Eskapade reuig zu Weib und Kind zurückkehrt und in die Mittelmäßigkeit eines staatlich approbierten Philologen, Gatten und Vaters. Dann der lärmende, tolpatschig-eifernde Naturwissenschaftler und der überfühlsame, versteht sich auch kränkliche Hilfslehrer für Musik. Natürlich ist das alles auch Klischee, Klischee ebenso ist der Stil, selbst wenn man das Buch als Unterhaltungsroman nimmt, mit seinem schwungvoll „freimütigen" Tone, mit Duzendausdrücken, mit Unmöglichkeiten wie dieser: „Die paar Bedenken, die ihr Weltfremdheit und Erziehung entgegenhielten, warf sie entschlossen über Bord". Der tiefere, weltanschauliche Kontrast, den der Roman darstellen will, bekommt auch keine zwingende oder gar originelle Fassung, bleibt konventionell maskiert: die Gegenüberstellung von Lebens- und Todesweise, von einer Schicht, die nur Freude am Leben haben will und hat, und einer, die der dunklen, schwerblütigen, herben Magie der Welt verfiel. (Unvergleichlich stark und wahrhaft dichterisch gestaltete den Kontrast Pontoppidans „Hans im Glück".) Hier wiegt alles nicht schwerer, als es einem Stoff zukommt, der jedem gefällig Lektüre abgeben und ein zwar „besinnliches", das heißt für den Leserdurchschnitt Probleme stellendes Buch schaffen soll, aber doch eben ein nicht über diesen Durchschnitt hinauswachsendes Buch fabriziert.

Max Herrmann (Neiße).

x-rite colorchecker CLASSIC
mm
Staatsbibliothek zu Berlin
Preußischer Kulturbesitz

7. Januar 1923

Der Bücherkarren

Sonntagsbeilage

Paul Neubauer: Wohin?

[illegible]

Alfred Golsar: Der Niemand.

(Eduard Strache, Verlag, Wien.)

Diese resignierte Prosadichtung ist stilistisch interessant durch die Eindringlichkeit der Erzählungsart, deren Unmittelbarkeit einem ganz nahe auf den Leib rückt und deren Tempo Schlag auf Schlag dahintreibt. Erreicht ist auch eine gewisse Typik, ein Fall unpersönlicher Darstellung, wo sichs um keine individuelle Geschichte einer Privatfigur Soundso mehr handelt, nicht mehr um den Lebenslauf eines Einzelnen, durch minutiöse Beschreibung von andern Unterschiedenen, sondern um die Schilderung einer Gestalt, der viele gleich sind. Hier ist ein Ansatz zum Gattungsroman, der ein Schicksal zeigt, das für eine bestimmte Gesamtheit von Menschen bezeichnend ist. Und zwar wird der unbedeutende Mensch schlechthin zu fassen versucht, also gerade das, was auf Ausnahmefällen erpichte Künstler gewöhnlich vernachlässigen. Sozusagen die Kreatur, die immer bloß eine nebensächliche Nummer unter Millionen war, das Alltäglichste, am wenigsten Unterschiedliche, wird hier in der Tragik des unentrinnbaren Loses entdeckt.

Dieses Unheilsgeschöpf, dem nicht einmal die Gloriole der Stolz eines pathetischen Unglücks gegönnt ist, dessen Leid auch in der fahlen, unauffälligen Mittellage bleibt, die der ganzen kümmerlichen Existenz eignet, wagt hier, sich aufzuschwingen, herauszuheben, bemerkbar zu machen, und bleibt doch in seiner Armseligkeit kleben. Bis jetzt hatte es seinen Platz ausgefüllt, eines jener unzählbaren, lautlos funktionierenden Glieder des allgemeinen Gesellschaftsapparates. Plötzlich überkommt es der Ehrgeiz, und es will mehr sein, sich in Positur setzen, seine Fähigkeiten zeigen, aus dem Mitläufer, Publikumspartikel, Massenartikel ein Eigener werden, ein Solist, ein Prominenter! Das bekommt ihm aber schlecht, zumal der Mann die Sache moralisch anfaßt, Vergehen aufzudecken beginnt, mit deren Aufdeckung niemandem gedient ist. Und wie er an der Arbeit ist, wächst sein Betätigungsdrang ins Größenwahnsinnige und Führergelüst: in die erste Reihe will er sich schnellen, aus dem Letzten der Erste will er werden, Schrecken einjagen, seine Macht fühlen lassen, alles auf den Kopf stellen, Ereignis, Sensation bedeuten, „der heimliche Kaiser"! Da verfällt er dem Verfolgungswahn, wittert überall Feinde, wirkt als Lärmschläger und Querulant, halb mitleidig, halb angewidert tut man ihn ab. Es gibt eben eine unentrinnbare Mittellage von Existenzen, die — mit oder ohne Protest hingenommen — das ewig gleiche, subalterne, ignorierte Grau bleiben. Wo jedes Aufbegehren nur sich selber schädigt, den eignen Leib und die eigne Seele trifft. Die Weltordnung erledigt prompt und unauffällig solche Vermessenheit. Nachher, als er seine Ohnmacht erkennt, muß so ein Mensch noch froh sein, daß er weiter geduldet wird. Das Aufbegehren war hier nicht die individuelle Revolte eines Anspruchsvollen. Gedacht war vielmehr an alle Leidensgefährten, an einen „Bund der Ohnmächtigen". Zuletzt bleibt das schmerzhafte Eingeständnis, wie real diese Ohnmacht ist: „Wir haben unser Leben im Winkel der Welt abzuarbeiten, zu mehr braucht man uns nicht. — All das Große, Erhabene, Gewaltige im Leben braucht uns nicht . . . Irrlichter für uns . . . Wirrungen. Zu lesen, zu hören für uns . . . vielleicht; aber danach zu leben . . . keineswegs. Gedanken, groß, erhaben, gewaltig . . . was sind wir ihnen? Spielball. Wir können uns nur für sie verbluten."

Das an sich wertvolle, originelle und zeitgemäße Thema ist in diesem Epos der „Nichtse" von Golsar doch nicht mit der letzten Schärfe genommen, das Ganze bleibt ein wenig verkrampft und kraus, hat die Gefahr der Artistenbravour und des Manierwerdens nicht völlig überwunden und hält schließlich nicht den Umfang inne, den so ein auf Momentwirkung, Prägnanz, äußerste Pointierung angewiesener Stil verlangt.

Max Herrmann (Neiße).

Lukadio Hearn: Legenden.

[illegible]

J. W. Bischoff: „Ohnegesicht".

[illegible]

Theater für Sonntag, 7. Januar

Kieselhausen

Geldschränke Tresoranlagen

Panzer A.G.

GELDSCHRANK- U. TRESORBAU

Winter-Garten

Konzert

Centrum Marken Münzen

Gustav Bumcke

Möbl. Zimmer

Helene Lampl

Tiegerman

Wittkop & Döbbey

„Orionelle"

Badenwerk

5%ige Kohlenwert-Anleihe.

Mark 29,600.— für 1000 kg Kohle.

Badische Landeselektrizitätsversorgung Aktiengesellschaft (Badenwerk).

7. Januar 1923 **Der Bücherkarren** Sonntagsbeilage

Alfred Golsar: Der Niemand.

(Eduard Strache, Verlag, Wien.)

Diese resignierte Prosadichtung ist stilistisch interessant durch die Eindringlichkeit der Erzählungsart, deren Unmittelbarkeit einem ganz nahe auf den Leib rückt und deren Tempo Schlag auf Schlag dahintreibt. Erreicht ist auch eine gewisse Typik, ein Fall unpersönlicher Darstellung, wo sichs um keine individuelle Geschichte einer Privatfigur Soundso mehr handelt, nicht mehr um den Lebenslauf eines Einzelnen, durch minutiöse Beschreibung von andern Unterschiedenen, sondern um die Schilderung einer Gestalt, der viele gleich sind. Hier ist ein Ansatz zum Gattungsroman, der ein Schicksal zeigt, das für eine bestimmte Gesamtheit von Menschen bezeichnend ist. Und zwar wird der unbedeutende Mensch schlechthin zu fassen versucht, also gerade das, was auf Ausnahmefällen erpichte Künstler gewöhnlich vernachlässigen. Sozusagen die Kreatur, die immer bloß eine nebensächliche Nummer unter Millionen war, das Alltäglichste, am wenigsten Unterschiedliche, wird hier in der Tragik des unentrinnbaren Loses entdeckt.

Dieses Unheilsgeschöpf, dem nicht einmal die Gloriole der Stolz eines pathetischen Unglücks gegönnt ist, dessen Leid auch in der fahlen, unauffälligen Mittellage bleibt, die der ganzen kümmerlichen Existenz eignet, wagt hier, sich aufzuschwingen, herauszuheben, bemerkbar zu machen, und bleibt doch in seiner Armseligkeit kleben. Bis jetzt hatte es seinen Platz ausgefüllt, eines jener unzählbaren, lautlos funktionierenden Glieder des allgemeinen Gesellschaftsapparates. Plötzlich überkommt es der Ehrgeiz, und es will mehr sein, sich in Positur setzen, seine Fähigkeiten zeigen, aus dem Mitläufer, Publikumspartikel, Massenartikel ein Eigener werden, ein Sollst, ein Prominenter! Das bekommt ihm aber schlecht, zumal der Mann die Sache moralisch anfaßt, Vergehen aufzudecken beginnt, mit deren Aufdeckung niemandem gedient ist. Und wie er an der Arbeit ist, wächst sein Betätigungsdrang ins Größenwahnsinnige und Führergelüst: in die erste Reihe will er sich schneilen, aus dem Letzten der Erste will er werden, Schrecken einjagen, seine Macht fühlen lassen, alles auf den Kopf stellen, Ereignis, Sensation bedeuten, „der heimliche Kaiser"! Da verfällt er dem Verfolgungswahn, wittert überall Feinde, wirkt als Lärmschläger und Querulant, halb mitleidig, halb angewidert tut man ihn ab. Es gibt eben eine unentrinnbare Mittellage von Existenzen, die — mit oder ohne Protest hingenommen — das ewig gleiche, subalterne, ignorierte Grau bleiben. Wo jedes Aufbegehren nur sich selber schädigt, den eignen Leib und die eigne Seele trifft. Die Weltordnung erledigt prompt und unauffällig solche Vermessenheit. Nachher, als er seine Ohnmacht erkennt, muß so ein Mensch noch froh sein, daß er weiter geduldet wird. Das Aufbegehren war hier nicht die individuelle Revolte eines Anspruchsvollen. Gedacht war vielmehr an alle Leidensgefährten, an einen „Bund der Ohnmächtigen". Zuletzt bleibt das schmerzhafte Eingeständnis, wie real diese Ohnmacht ist: „Wir haben unser Leben im Winkel der Welt abzuarbeiten, zu mehr braucht man uns nicht. — All das Große, Erhabene, Gewaltige im Leben braucht uns nicht . . . Irrlichter für uns . . . Wirrungen. Zu lesen, zu hören für uns . . . vielleicht; aber danach zu leben . . . keineswegs. Gedanken, groß, erhaben, gewaltig . . . was sind wir ihnen? Spielball. Wir können uns nur für sie verbluten."

Das an sich wertvolle, originelle und zeitgemäße Thema ist in diesem Epos der „Nichtse" von Golsar doch nicht mit der letzten Schärfe genommen, das Ganze bleibt ein wenig verkrampft und kraus, hat die Gefahr der Artistenbravour und des Manierwerdens nicht völlig überwunden und hält schließlich nicht den Umfang inne, den so ein auf Momentwirkung, Prägnanz, äußerste Pointierung angewiesener Stil verlangt.

Max Herrmann (Neiße).

Staatsbibliothek zu Berlin
Preußischer Kulturbesitz

21. Januar 1923

Der Bücherkarren

Sonntagsbeilage

Kalewala, das Nationalepos der Finnen.

Nachdichtung der Übertragung von Anton Schiefner, Anmerkungen und Einführung von Martin Buber. (Meyer & Jessen, Verlag, München.)

Ob es wohl jemand gibt, der dieses Buch nicht kennt? Ich weiß es nicht. Als ich es vor sechs Jahren bekam, saß ich Morgens zu arbeiten, da hielt es mich den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht fast ohne Unterbrechung zu lesen, bis wieder Morgen war und die Arbeitsvorgesetzten Briefe ausgetragen hatten.

Der deutsche Leser, dem Ahnert hatte 1849 diese Heldengesangsdichtung Finnlands zum ersten Male bekannten, der sie als erstes und ursprüngliches Poesie unter den Völkern lobte und von dem Lieblichkeit, den Farbigkeit, wunderbaren und an den wundervollsten Einfachheit schwärmte, — er glaubte natürlich auf die Vorgeschichte des ungeheimnisvollen Nationalepos gestoßen zu sein, und der Glaube hielt lange. Man sagte gestohlen zu sein, und der Glaube hielt lange. Man glaubte, andere Heldenepen. Und Ahnert wurde etwas wie ein toter Dichter.

Vielleicht ist die Zeit des Kalewala bei uns jetzt gekommen. Viele von uns haben die geistlichen Gegenstände des bekannten Heldenliedes anderer Völker satt, wir sind ganz besonders müde und gegen die sogenannte Jugendschrift, die heute besonders deutlich schlecht wurde ist, förmlich gewendet. Auch im Kalewala hält es an manchen Stellen schwer, aber es dauert nicht ganz so lange wie beim Edda-Lesen. Man findet leichter Eingang, überhaupt: Kalewala ohne die Wunder des Waldes, Das Wort schafft die Unterscheidung der Dinge und damit in einem höheren Sinne die Dinge selbst, es ist der Träger aller Verbindungen und Entbindungen und damit der Schöpfer der Götter, Dämonen und Völker. Ein Gott war lange Zeit Eigentum des Meeres, einer Gewalt außerhalb seiner Menschen, die unerbittlich zu leiden war Mütterchen. Der eigentliche Gott ist der erste und einzige Sänger: Wäinämöinen. Seine Mutter, die Tochter der Luft, vom Winde geschwängert und zur Wasserwoge geworden, war die Schwangerschaft sieben Jahre, bevor sie den großen Sänger gebar. Wie schweben Meere besonders den Sprechen, und das Leben wandelt das Dichten des Sängers bei seiner Musik, größer als die Schwierigkeiten. Die Tränen wandeln Leben, Bäume sind wie ein neues Geschlecht und bringen sich nach gewisser Wandlung über die Erde als Perlen im Meere. Er kann, was der Schöpfer Sagen können wollte, denn er ist der Schöpfer der „Zeit" den Namen Not zu Kunst, Namen Land zu schönen Städten, Namen Schönheit zu großen Helden, Schuß zu Glück, dem Kind den Namen, Ding" zu Kunstwerk heute Feinen, Landwasser reicht zu Weltgeschichte, Wenige heißt zu Vielen Reichen, Ehrlose schmilzt zu Heldenmärchen". Das „Wort" ist das Verschöpfende und Wiederschöpfende ein Weltbaugeschehen. Wenn dem Gedicht entsteht, daß alle Dinge gerne leben sie, aber es weiß sie gerne, als wenn sie auch nicht sie, und der zweite Schöpfung der Erfindung, der Liebesbindung alles Zusammenseins schafft Eisen, Gerechtigkeit und gemeiniger als ein erste. Eine Tote heißt auf dem Ende der Wasserwoge der Not, legt Eier hinein, die Eier fallen ins Meer, gerinnen und werden Erde, Himmel und Gestirne, — so Mythos sichtet, daß die Tote früher da ist als der Mensch, so daß sie ein früher Teil gebären muß.

Reine Schöpfung hat den wundervolle Duft 1922 greift ins Deutsche übertragen. Martin Buber hat es einer eigenen Sprache nachgedichtet und jetzt ein Prüfstein der Schöpferischen Kraft durch besseres, gewonnenes Eigenem erfüllt.

Oskar Loerke.

Hermann Unger: Die Verstümmelten.

Roman.
Verlag Ernst Rowohlt, Berlin, 1922.

Nach der sehr starken Novelle Hermann Ungers hat die Buchhülle seiner Novellen „Knaben und Mörder" Buch er hat jene Sicherheit der Hand, jene geistige Disziplin und Verantwortlichkeit gegenüber Wortschatz, auch er hat jene Vornehmheit, die aus Knaben Männer werden läßt. Das Bild Hermann Ungers wird durch dieses Romans nicht verändert, es wird deutlicher. Daß es nicht mehr die Schärfe und Unerbittlichkeit und Geschlossenheit des Stils gewonnen hat, um schließlich zu wirken, daß er nun mit glänzenden psychologischen Effekten arbeitet, ist nicht zu leugnen. Das Gewonnene erscheint, es nicht nur ein Verzicht, es ist vor ein Zeichen seiner höheren Lebensgerechtigkeit, seiner auch seiner schnellen; Liebe und Mord sind dicht beieinander und die Feindschaften ausgeprägt, ehrlich begierig, bis zur Vernichtung zu gelangen. Für diese Welt hat Rath den geübten Blick, der das Gegenständliche sicher herausschält und den Kern eines Vorganges trifft.

Sein Erlebniskreis ist weit gespannt: an der Hasel sieht er den Liebestod des Eisvogels, bei den Negern das Abenteuer des Löwen, nichts ist geringfügig, im Kleinen wie im Großen waltet dasselbe Wesen, die Hochzeit des Regenwurms, der Frösche Quaken und der Fliege Gebrumm, Vogelmusizieren, Vermehrung von Waldmäusen, eine Schlacht zwischen Hermelin und Hamster, ein Kampf am Meeresboden zwischen Hummer und Tintenfisch, und eine kleine Eidechse, die im Eisblock Winterschlaf hält —, es sind alles gleichwichtige Manifeste, und so wenden sie mit der gleichen liebevollen Sachtreue und Zuverlässigkeit gestaltet. Diese Hingebung an die exakte Wiedergabe des minimalsten Details ist das Schönste an dem Buche, und daß sie sich auf kein kosmisches Gerede, keine naturwissenschaftliche Predigt, Monistenpfaffentum, einläßt, sondern selbst ihre Arbeit tut: ein paar Bezirke aller Existenz, die es in unserm Weltall gibt, wahrheitsgemäß aufzuzeigen. So entstand gewissermaßen ein Gegenstück und eine Ergänzung in Worten zu den naturkundlichen Filmen, und wenn Raths Darstellung sprachlich auch bisweilen schwerfällig, gewunden wirkt, gemeinplätzige Gleichnishaftigkeit nicht immer meidet, im Ganzen besteht sein Produkt als ein redlich orientierendes Lesebuch voll realer Erfahrung und Daseinspotenz.

Max Herrmann, Neiße.

Alwin Rath: Wie sie sich lieben. Wie sie sich morden.

(Alwin Huhle in Dresden.)

Die Tiergeschichten dieses Buches sind frei von der vergewaltigenden Art, die Bücher zu vermenschlichen, sie durchaus auf das festzulegen, was in unserm Sinne wäre. Dafür haben diese Skizzen einen gewissen Bügerstandpunkt, wenn sie sich anmaßen, bestimmte Handlungen der Tiere als Verbrechen auszulegen und zu bestrafen. So kommt manchmal etwas unangenehm Brutales, rigoros Kannibalisches in die Stimmung der einzelnen Stücke, die in andern Fällen von selbst dorthin treibt durch den Charakter des grobe beschriebenen Naturvorgangs. In der Welt, die hier beobachtet ist, herrschen ungebrochene, undressierte Leidenschaften, die rasch in die letzte tödliche Konsequenz schnellen; Liebe und Mord sind dicht beieinander und die Feindschaften ausgeprägt, ehrlich begierig, bis zur Vernichtung zu gelangen. Für diese Welt hat Rath den geübten Blick, der das Gegenständliche sicher herausschält und den Kern eines Vorganges trifft.

Oliver Goldsmith: Der Landprediger von Wakefield.

Mit den Holzschnitten von Ludwig Richter.
(Propyläen-Verlag, Berlin.)

Der Landpfarrer von Wakefield gehört wohl unbedingt zu den geliebtesten Büchern der Welt. Man weiß heute kaum selber eines schönere Weihnachtsgeschenkes hinzuzufügen. Doch muß dem deutschen Verlagsmagazin, das in dem Namen gewagt wird, in seinen Farben-Holzschnitten und sonstigen ausgestatteten Werken, selten übertroffen und gut verlegt erscheinen — über die verwirrende Überschwemmung der Preise des Marktes und vor allem die Mißverhältnisse, die für viele ungeübte Normalabnehmer der Buchpreis verursachen, verhältnismäßig sehr wenig gemacht haben. Trotz schwierigen Verhältnissen hat Ernst Collin (s. 1.) durch die Begleitung der Texte, trotz dem geistlichen, behaglichen Charakter der Dichtung, sein prachtvolles Zeichnungen Ludwig Richters. In Text-Illustrationen zu Goldsmiths, aber von so feinem und einfühlsamem Wesen, daß sie neu Dichtung erregen zu können scheinen. Und auf diesen Seiten wie bestimmte und humorvollen aber ernsten, die täglichen Erscheinungen des Namens verwirklichenden in seinem Widerspruch. Der Verleger hat alles getan, um diesem Buch eine würdige Ausstattung zu geben. Druckwerk ist das Buch gedruckt auf starken schönen Papier.

Dr. Hans Wegener.

Theater für Sonntag, 21. Januar
Opernhaus. Schauspielh. Kammerspiele
Aida. Tiefland. Hoffmanns Erzählungen. Die Zauberflöte. Kaiser Karl der Große. Tristan und Isolde. Die Hochzeit des Figaro. Oscar Straus. Die lustige Witwe. Der Vetter aus Dingsda. Die Fledermaus. Volksbühne. Konzert.
Ankunft des Zirkus Busch. Zirkus-Varieté. Zirkus-Varieté 7te Woche. Russisches Ballett. PREMIERE. RINGNES. Lunapark Spree. Europa-Palast. Winter-Garten. Heute Nachmittag. DRUKER. Weingartner.
Wintersport. Kitzbühel-Tirol. Prospekt mit Sportprogramm durch Verkehrsverein Kitzbühel.
Vereinigung der Kunstfreunde. Inventur-Verkauf. Originalgemälde.
Wittkop & Döbber. „Orionette".
Borkiewicz & Smit. Lieder-Abend. Frieda Schulbaum. Richard Wilms.
GELDSCHRANK- U. TRESORBAU. CADE INH. HERM. KADE BERLIN-REINICKENDORF
Geldschränke Tresoranlagen. Panzer A.G.
VERSTEIGERUNG.
Marken. Münzen.

7. Januar 1923 **Der Bücherkarren** Sonntagsbeilage

Alfred Golsar: Der Niemand.

(Eduard Strache, Verlag, Wien.)

Diese resignierte Prosadichtung ist stilistisch interessant durch die Eindringlichkeit der Erzählungsart, deren Unmittelbarkeit einem ganz nahe auf den Leib rückt und deren Tempo Schlag auf Schlag dahintreibt. Erreicht ist auch eine gewisse Typik, ein Fall unpersönlicher Darstellung, wo sichs um keine individuelle Geschichte einer Privatfigur Soundso mehr handelt, nicht mehr um den Lebenslauf eines Einzelnen, durch minutiöse Beschreibung von andern Unterschiedenen, sondern um die Schilderung einer Gestalt, der viele gleich sind. Hier ist ein Ansatz zum Gattungsroman, der ein Schicksal zeigt, das für eine bestimmte Gesamtheit von Menschen bezeichnend ist. Und zwar wird der unbedeutende Mensch schlechthin zu fassen versucht, also gerade das, was auf Ausnahmefällen erpichte Künstler gewöhnlich vernachlässigen. Sozusagen die Kreatur, die immer bloß eine nebensächliche Nummer unter Millionen war, das Alltäglichste, am wenigsten Unterschiedliche, wird hier in der Tragik des unentrinnbaren Loses entdeckt.

Dieses Unheilsgeschöpf, dem nicht einmal die Gloriole der Stolz eines pathetischen Unglücks gegönnt ist, dessen Leid auch in der fahlen, unauffälligen Mittellage bleibt, die der ganzen kümmerlichen Existenz eignet, wagt hier, sich aufzuschwingen, herauszuheben, bemerkbar zu machen, und bleibt doch in seiner Armseligkeit kleben. Bis jetzt hatte es seinen Platz ausgefüllt, eines jener unzählbaren, lautlos funktionierenden Glieder des allgemeinen Gesellschaftsapparates. Plötzlich überkommt es der Ehrgeiz, und es will mehr sein, sich in Positur setzen, seine Fähigkeiten zeigen, aus dem Mitläufer, Publikumspartikel, Massenartikel ein Eigener werden, ein Sollst, ein Prominenter! Das bekommt ihm aber schlecht, zumal der Mann die Sache moralisch anfaßt, Vergehen aufzudecken beginnt, mit deren Aufdeckung niemandem gedient ist. Und wie er an der Arbeit ist, wächst sein Betätigungsdrang ins Größenwahnsinnige und Führergelüst: in die erste Reihe will er sich schneilen, aus dem Letzten der Erste will er werden, Schrecken einjagen, seine Macht fühlen lassen, alles auf den Kopf stellen, Ereignis, Sensation bedeuten, „der heimliche Kaiser"! Da verfällt er dem Verfolgungswahn, wittert überall Feinde, wirkt als Lärmschläger und Querulant, halb mitleidig, halb angewidert tut man ihn ab. Es gibt eben eine unentrinnbare Mittellage von Existenzen, die — mit oder ohne Protest hingenommen — das ewig gleiche, subalterne, ignorierte Grau bleiben. Wo jedes Aufbegehren nur sich selber schädigt, den eignen Leib und die eigne Seele trifft. Die Weltordnung erledigt prompt und unauffällig solche Vermessenheit. Nachher, als er seine Ohnmacht erkennt, muß so ein Mensch noch froh sein, daß er weiter geduldet wird. Das Aufbegehren war hier nicht die individuelle Revolte eines Anspruchsvollen. Gedacht war vielmehr an alle Leidensgefährten, an einen „Bund der Ohnmächtigen". Zuletzt bleibt das schmerzhafte Eingeständnis, wie real diese Ohnmacht ist: „Wir haben unser Leben im Winkel der Welt abzuarbeiten, zu mehr braucht man uns nicht. — All das Große, Erhabene, Gewaltige im Leben braucht uns nicht . . . Irrlichter für uns . . . Wirrungen. Zu lesen, zu hören für uns . . . vielleicht; aber danach zu leben . . . keineswegs. Gedanken, groß, erhaben, gewaltig . . . was sind wir ihnen? Spielball. Wir können uns nur für sie verbluten."

Das an sich wertvolle, originelle und zeitgemäße Thema ist in diesem Epos der „Nichtse" von Golsar doch nicht mit der letzten Schärfe genommen, das Ganze bleibt ein wenig verkrampft und kraus, hat die Gefahr der Artistenbravour und des Manierwerdens nicht völlig überwunden und hält schließlich nicht den Umfang inne, den so ein auf Momentwirkung, Prägnanz, äußerste Pointierung angewiesener Stil verlangt.

Max Herrmann (Neiße).

Staatsbibliothek zu Berlin
Preußischer Kulturbesitz

24. Juni 1923

Der Bücherkarren

Sonntagsbeilage

Die deutsche Novelle.

(Verlag Fr. Lintz, Trier.)

Verleger vereinen gern mehrere Erscheinungen zu einer besonderen Reihe unter einem besonderen Sammelnamen. Schon aus rein kaufmännischer Zweckmäßigkeit; ist die betreffende Serie erst einmal im Publikum eingeführt, so sind ihre einzelnen Teile leicht abzusetzen, nehmen die erfolgreichen, beliebten Nummern die weniger ansehnlichen gewissermaßen ins Schlepptau. Solche Zusammenfassung kann aber auch einen Sinn, eine innere Begründung haben, wenn sie aus dem Gesamtbestande der literarischen Produktion ein wirklich zusammengehöriges Gebiet besonders herausshebt. In diesem Falle arbeitet sie einer späteren Universalinventur gut vor, indem sie ihr das Wichtige einer gewissen Sonderabteilung schon brauchbar ausgewählt überliefert. Andererseits schafft sie über das Ganze der gegenwärtigen Literatur Klarheit, sobald sie die Beispiele ihres Spezialgebietes genügend stark wählt, so daß im Kleinen ein Abbild des Großen enthalten ist. Einen solchen prinzipiellen Ausschnitt aus dem weiten Gebiete zeitgenössischer Dichtung will Max Tau mit einer Bücherei „Die deutsche Novelle“ geben. Als Programmschrift legt der Band „Deutsche Erzählkunst“ von Hans Franck die Grundsätze dar, nach denen die Bücherei gestaltet wird. Das ist aber eine doktrinäre, verkniffene, ja ein bißchen subalterne Abhandlung, die sich unangenehm salbungsvoll und gekränkt eifernd als Wächter gebärdet. Sie ist durchaus rückwärts gewendet und will intolerant das ihr Genehme zum Dogma machen. Rigoros verworfen wird jede Epik, die ein Abbild der Zeit zu geben sucht, als „Sinn jeder Dichtung“ diktatorisch verfügt der nebulose Begriff: „zu mythisieren“. Nationale Kunst wird verlangt, allerdings völkische Ueberspannung abgelehnt, immerhin schränkt nachher ein Satz diese Ablehnung hinreichend verdächtig ein: „Es ist freilich wahr, daß im Verhältnis zu ihrer Kopfzahl fremdvölkische Volksgenossen unsern deutschen Roman als Schaffende, Beurteilende und Propagierende in zu starkem Maße beherrschen.“ Genau so einseitig, wie die Definition des Zieles der Erzählkunst ist die Wertung des literarhistorischen Ueberblicks über die bisherige Entwicklung, wo das „Junge Deutschland“ ebenso unterschätzt wird („von Börne und Heine,“ behauptet Franck, „ist kaum noch etwas am Leben“), wie Reuter, Heinrich Seidel, Rosegger überschätzt werden. Und erst recht schief ist das Urteil über zeitgenössische Prosadichtung, das für die Triebkräfte, für den Kunstwillen der jungen Generation kaum ein Verständnis aufbringt, gegen Edschmids Literaturkritik eine dürftige, falsche Polemik eröffnet und derartig anfechtbare Thesen wagt: „Vor Anatole France, dem über Gebühr Gepriesenen, kann Thomas Mann wohl bestehen“ — „Untergehen im westlich Welschen hat die starke Begabung Heinrich Manns zerstört.“

Die bisher erschienenen Bände der Sammlung halten sich nicht engherzig an das Schema, wie es in Francks Programmschrift herauskommt (von den angekündigten Autoren würde ihm die Wesensart Holitschers direkt widersprechen). Das stärkste der mir vorliegenden Bändchen ist Julius Levins Erzählung „Der Panzer“, eine Dorfgeschichte, ohne jede falsche Landbewohnerseligkeit oder bravouröse Schollenverherrlichung. Vielmehr ein kleines Meisterwerk, das seinen selbstgewählten Raum vollkommen ausfüllt, eine winzige Menschentragödie hineinstellt in die sicher beherrschte Szenerie gleichförmiger Bauernexistenz. Und das wunderbar ein verständnisinniges Auge und einen schöpferischen Blick hat für die Kleinzüge, die rührenden Alltäglichkeiten und das selbstverständliche Drum und Dran, aber nicht beschränkt, sondern so, daß im Geringen die ganze Welt enthalten ist. Eher sind schon Friedrich Grieses acht Erzählungen aus Mecklenburg „Das Kornfeld“ nicht ganz frei von der Gefahr provinzialer, lokalinteressierter Selbstbeengung. Am nachhaltigsten wirken die Sachen, die in einer knappen, musikalischen Skizze ein Stück Bauernhaftigkeit redlich darstellen. In solchen Situationen, wenn Leute gemalt sind, die „den Zwang haben“, eine stille Besessenheit, bis die Stunde kommt, die sie löst; wenn gestaltet ist, wie einen hartnäckigen Einspänner doch noch ein resolutes Weibsbild zu Falle bringt, ist ohne ein überflüssiges Wort, unverschämtkeit, unsentimentale Urtümlichkeit des Daseins geformt. Wo ein anekdotisches Ausspinnen versucht, z. B. die phantastische Johannisnachtvision eines betrunkenen Küsters oder das Treiben einer abenteuerlichen Kumpanei im „Haus der Herren“ geformt werden soll, scheint mir statt eines Mehr das Weniger erreicht. Das Sicherste bleiben jene acht Seiten, die nichts als ein simples, morgiges abendliches Zusammensein geben, es ganz schlicht, gegenständlich, wie es ist, zeichnen, aber um den flüchtlichen Lebensausschnitt wölbt sich das All und um den belanglosen Augenblick taucht die Ewigkeit. Bernt Diemanns „Ungewollt“ ist eine präzis erzählte Geschichte, die das tragische Schicksal eines zwölfjährigen Mädchens zärtlich nachstrichelt. Da wird in ebenso sachlich wahren, wie poetisch leuchtenden Szenen viel enthüllt von der erotischen Schwärmerei eines Kindes, seiner Sehnsucht nach Hingabe, seiner knospenhaften, spielerischen Liebesbedürftigkeit, aber leider ist das nicht allgemein als typisches Mädchenwesen deutlich gemacht, sondern unnötigerweise als komplizierter, abenteuerlicher Sonderfall mit raren Hergängen und verzwickten, konstruierten Voraussetzungen gegeben.

Max Herrmann (Neiße).

Theater für Sonntag, 24. Juni.

Die 2. Gilbert-Schlager

Kasse. Gesellschaft

JEAN GILBERT

Schiller-Theater

„Süße Susi“

Trabrennen Ruhleben

Harzburg

Gebirgsluftkurort und Solbad

Krodo-

Perlenkollier

Gewandter Effektenhändler

und

tüchtiger Devisenhändler

von Großbankfiliale in Hannover

per sofort oder später gesucht.

10. Juni 1923

Der Bücherkarren

Sonntagsbeilage

Heinrich Lilienfein: Das trunkene Jahr.

(J. G. Cotta.)

Dieser Roman behandelt einen immerhin typischen Bezirk aus dem gegenwärtigen kulturellen Zustande Deutschlands: jene besondere Sorte Freischulbewegung, die eine Art modern-heidnischer Weltbejahung pflegt und hier und da im Lande eine Erziehungsgemeinde untereinander Gleichberechtigter bildet. Schön ist an solchen Gemeinden die Zwanglosigkeit des Unterrichts, bei dem Lehrende und Lernende — ohne Rangstufung und Vorgesetztentum — sich gegenseitig fördern, die Schulstunde zum Erlebnis wird und Schüler und Magister in herzlichem Zusammenleben auf gleicher Basis Glieder des gleichen Haushaltes sind. Die Schönheitsfehler am Gesamtbild solcher Gemeinden werden hier besonders in Betracht gezogen. Anscheinend einen aktuellen Fall ungefähr zur Vorlage nehmend, schildert Lilienfein das Treiben um Meister Hochgart auf der Augustenburg. Dieser Hochgart ist ein recht unkomplizierter, allzu robuster, von keinerlei Gewissensnöten belästigter Kerl, der durch seine unerschütterliche Vitalität auf die Jugend, und vor allem auf die weibliche Jugend, faszinierend wirkt, allerdings auch reife Männer durch die großzügige Unschuld seines Wesens mitreißt und etwas Elementares hat in der Souveränität, mit der er die erotischen Gefühle ungegliedert einfach nimmt und rücksichtslos seinen eigenen Trieb durchsetzt auch gegen die Tragik des ihm nahestehenden Menschen, die er dann eben einfach und bequem als reaktionäre Schwäche abtut. Diese, wie gesagt, für die Gegenwart charakteristische Type kommt bei Lilienfein ziemlich genau heraus, und um sie gruppiert sind ein paar ebenso landläufige Figuren: der Deutschlehrer mit literarischen Ambitionen, der Renaissance-Skizzen schreibt, schließlich doch den Anforderungen restloser Vorurteilslosigkeit nicht gewachsen ist und nach einer kleinen verliebten Eskapade reuig zu Weib und Kind zurückkehrt und in die Mittelmäßigkeit eines staatlich approbierten Philologen, Gatten und Vaters. Dann der lärmende, tolpatschig-eifernde Naturwissenschaftler und der überfühlsame, versteht sich auch kränkliche Hilfslehrer für Musik. Natürlich ist das alles auch Klischee, Klischee ebenso ist der Stil, selbst wenn man das Buch als Unterhaltungsroman nimmt, mit seinem schwungvoll „freimütigen" Tone, mit Duzendausdrücken, mit Unmöglichkeiten wie dieser: „Die paar Bedenken, die ihr Weltfremdheit und Erziehung entgegenhielten, warf sie entschlossen über Bord". Der tiefere, weltanschauliche Kontrast, den der Roman darstellen will, bekommt auch keine zwingende oder gar originelle Fassung, bleibt konventionell maskiert: die Gegenüberstellung von Lebens- und Todesweise, von einer Schicht, die nur Freude am Leben haben will und hat, und einer, die der dunklen, schwerblütigen, herben Magie der Welt verfiel. (Unvergleichlich stark und wahrhaft dichterisch gestaltete den Kontrast Pontoppidans „Hans im Glück".) Hier wiegt alles nicht schwerer, als es einem Stoff zukommt, der jedem gefällig Lektüre abgeben und ein zwar „besinnliches", das heißt für den Leserdurchschnitt Probleme stellendes Buch schaffen soll, aber doch eben ein nicht über diesen Durchschnitt hinauswachsendes Buch fabriziert.

Max Herrmann (Neiße).

x-rite colorchecker CLASSIC
mm
Staatsbibliothek zu Berlin
Preußischer Kulturbesitz

Eine Erzählung aus dem Frankenland.

Die Geschichte vom „Fazer Rapps und seinen Peinigern" von Kuni Tremel-Eggert (Langen, München) gehört eigentlich zu der, im allgemeinen nicht mit Unrecht, verpönten Gattung Heimatkunst. Aber da sie sauber und anspruchslos erzählt ist, menschliches Verstehen auch für die Außenseiter offiziellen Brauchs aufbringt, Nachsicht und Duldsamkeit und einen beträchtlichen Grad Sympathie auch für die vogelfreien Naturen, soll sie willkommen sein als eine Unterhaltungslektüre, die in beliebter Form dem Durchschnitt ein wenig Großzügigkeit und Weitherzigkeit übermittelt. In zwanglosen Episoden berichtet das Buch von dem Gemeindearmen eines kleinen Frankenstädtchens, zeigt die einzelnen Bevölkerungsschichten und einige typische Hauptfiguren in ihrem Benehmen zu besagtem Sonderling und gestaltet damit recht einprägsam das Wesen dieser Leute überhaupt. Durch die Art, wie es auf den Fazer Rapps reagiert, wird das ganze Städtchen, schließlich das Frankenland schlechthin charakterisiert. Ja, es wird an dem Einzelfall ein Stück deutscher Kulturgeschichte bildhaft gemacht, die Entwicklung der letzten Jahrzehnte. Und es ist hübsch, daß der allgemeinen Entwicklung zum arbeitswütigen, zweckbetonten und nützlichkeitsberechnenden Betriebe gegenüber der notorische, überzeugte, triebhafte Faulenzer und Lebensanarchist nicht ganz ins Unrecht gesetzt und preisgegeben wird, daß ein sehnsüchtiger Schimmer und eine Erinnerung an verlorene Paradiese um ihn webt, der Tagesmeinung zum Trotz aus der Not nicht unbedingt eine Tugend gemacht wird. Um dieser heilsamen Grundwirkung willen soll auch milder denkend hingenommen werden, was in der Erzählung eben doch der partikularistischen, völkisch schwärmenden Heim- und Trachtenpoesie zugehört und im überheblichen Sermon der Schlußpredigt Anschluß an landläufige Leitartikelei findet.

Max Herrmann (Reiße).

Perlenkoller

Kleine Anzeigen

9. September 1923 | Der Bücherkarren | Sonntagsbeilage

Groteske Histörchen.

Zwei Hefte „Groteske Histörchen" von Karl Hans Strobl („Der verrückte Schwerpunkt" und „Mit Dolch und Regenschirm", Alfred Wieser, Verlag, München) sind subaltern, philiströs, witzblattsimpel. Groteske sollte doch sein: den Dingen die Balanze lockern, die Welt überlegen in eine Betrachtung rücken, die alle anerkannten Begriffe ein bißchen zweifelhaft macht und die Fragwürdigkeit jedes Normanspruchs illustriert. Diese Geschichten hier sind durchweg solide Anekdötchen für anspruchslose Gemüter, vorgetragen mit jenem selbstgefälligen Schmunzeln, das schneidige Stammtischerzähler so unausstehlich macht. Sie huldigen geradezu dem platten Durchschnittsgusto, bestätigen die Mittelmäßigkeit, lösen alle Schwierigkeiten mit „Witz" und benutzen geschickte Einfälle zu marktgängigem Spaßen. Das wirkt am peinlichsten, wenn solche Kalauer zur zeitlichen Umrahmung den Weltkrieg bekommen, die unendliche Tragödie dieser Jahre einem pikanten Histörchen das Drum und Dran geben muß, die Prothese lustiges Requisit wird. Geschmacklos verulkt in jedem Bändchen eine fast unappetitliche Episode Jüdisches. Banalitäten, deren dürftige Pointe nicht lohnt, und sogenannte Humoresken, die um jeden Preis, forciert, schäkern wollen und schließlich hanebüchen bleiben, bilden den Hauptbestandteil der beiden Bücher. Ein paar einigermaßen lesbare Geschichtchen wirken durchaus als Ausnahme. (Die komödie einer verpfuschten Gesellschaftsreise, di leske von den Riesendimensionen einer Spielw Darstellung des Unglücks, eine berühmte Wohn haben.) Ueberdies sind auch diese diskutablen ihrem Wesen nach nicht Groteske, sondern beste gelungene Schwänke. Eine einzige Skizze: „Di in den Feuerofen", gibt stofflich etwas mehr jedoch der Ausführung nach im behaglichen, kon bereiten Plaudern stecken. Das ist, wie gesagt, d natur der Bändchen, ihre Grundstimmung ble unsympathische Biedergeist, der über die eigne keit am begeistertsten selber lacht, sich fesch in setzt und doch nur den geläufigsten Denkfaulheit Gefühlsträgheiten zu Munde redet. Und g klassisch im Sinne eines abschreckenden Exempe tritt das heftig abzulehnende Genre die Schnurr Liebchens Tür", eine mit bekanntem Stolz auf „besoffne Geschichte", typisch für das Liebesleb überhaupt für das Leben eines ganzen Menschen

Max Herrmann (N

x-rite colorchecker CLASSIC
Staatsbibliothek zu Berlin
Preußischer Kulturbesitz

Beilage des Berliner Börsen-Courier Nr. 29

Donnerstag, 18. Januar 1923

Photokunst.

Ausstellung Rieß.

Von

Max Herrmann (Neiße).

Von aller Art Malerei war mir das Porträt stets die wichtigste gewesen, weil sie am solidesten auf kontrollierbarer Gegenständlichkeit beruhte, am wenigsten mit abstrakter Ausflucht zu schaffen war. Das Bild, das einen bestimmten Menschen darstellen sollte, mußte sich schließlich einigermaßen an den tatsächlichen Befund halten. Natürlich nicht in geistlosem Abklatsch des Objekts, sondern in seiner phantasievollen Durcharbeitung. Auch der Impressionist machte nicht eine akkurate Kopie nach dem oder jenem leibhaftigem Original: Herrn oder Frau X, sondern mischte seine eigene Sehnsucht ins Porträt — wie hätte er sonst Künstler sein können? Das expressionistische Porträt ging weiter und suchte prinzipiell das Wesentliche des Abgebildeten zu geben und des Malers Bekenntnis zu ihm. Das war fruchtbar und gut gleichfalls, soweit es auf einem Können fußte, das die Wiedergabe der Realität sicher beherrschte und aus dieser Beherrschung heraus, nicht aus einem Versagen an der wirklichen Erscheinung des Sujets, den konzentrierten Sinn, den Extrakt seiner Bedeutung gestaltet. Gefährlich aber war es, wenn die expressionistische Forderung so ausgelegt wurde, daß im Porträt der Willkür des Porträtierenden alles freistand. Dann stellte so ein Bild nicht mehr die reifste Frucht hingebendster Versenkung ins Studium des Geschilderten dar, sondern das ungebundene Fabulieren des Künstlers, der jeder Ideenassoziation, jedem Gefühlsanklang, jeder Traumverlockung nachgab, und es kam schließlich soweit, daß ein biedres Menschenantlitz und eine Mondlandschaft einander glichen. Diese Auflösung und Preisgabe jeder solid fundierten Porträtmalerei führte sich schließlich vollends ad absurdum in kubistischen Spielereien, wilden Abstraktionen, bis futurismus und Dadaismus bewußt anarchistisch in Bluff und Spaß die allerletzte Konsequenz zogen, daß eines Geigers Porträt aus ein paar Notenlinien, einer aufgeklebten Darmseite, und einem Ansichtskartenausschnitt, dem Panorama seiner Heimatsstadt, bestehen konnte.

In der Blüte solcher Porträtmalerei, die oft noch durch ethisches Getue vermießt wurde, da der Nonsens galt: „Je unähnlicher ein Porträt ist, ein desto größeres Kunstwerk ist es!", wurde reuig zum Photographen zurückgekehrt. Aber da mußte man die traurige Entdeckung machen, daß viele der sogenannten „Künstler"-Photographen durch falschen Ehrgeiz auch bereits zur Nachahmung der üblen Praktiken gekommen waren. Wie mindere Provinzphotographen jeden Menschen früher in das fälschende Klischee der „Bitte recht freundlich!"-Pose zwangen, schwindelten mindere Großstadtphotographen ihre Opfer ins ebenso verzerrende Klischee einer „Bitte recht exzentrisch!"-Fratze. Es war eine reine Unkenntlichkeitsmanier ausgebrochen, als beseelte eine geheime Feindschaft gegen jede Paß- und Steckbriefmöglichkeit die Meister der Dunkelkammer, und zwischen altem und neuem Kitsch, Versüßlichung und Verkantzung, blieb dem Kunden nur die bange Wahl.

Man muß sich an diese Entwicklung erinnern, um die photographische Arbeit der Frau Rieß, die eben bei Friedmann und Weber ausstellt, nach Gebühr zu würdigen. Denn der Wert ihres Werkes besteht für mich darin, daß sie den Ausgleich fand zwischen Gegenstandstreue und Schöpferfreiheit, wenn man so will: zwischen Impressionismus und Expressionismus. Man muß von ihrem Photos wie von etwas Lebendigem reden: sie haben den Menschen so intensiv beobachtet, bis sie auf seinen bezeichnendsten Moment kamen, und den stellen sie dann prägnant und repräsentativ heraus. Ehrlich gesagt, gefällt mir meine eigene Photographie am besten, hier ist in anderem Material etwas gleich Erschöpfendes geleistet wie in Meidners Porträt von mir. Nicht nur meine charakteristische Körperhaltung ist haarscharf erfaßt, sondern mit ihr das Belangvollste meiner Gefühlssituation. Wer dies Bild sah, wird mich erkennen. Wenn ich ihm begegne und wenn er mein Werk liest, erkennen im landläufigen und im tieferen Sinne. Und so voll Erkennens sind fast alle Porträtphotos der Rieß. In den männlichen ist die Herbheit oder Verschwommenheit, die zähe Zielbewußtheit oder das Unsichere des betreffenden Typs Figur geworden, hier ist alles aufs entscheidende Agens des Geistigen gestellt, so ergeben sich die geschlossenen Resultate der Persönlichkeit eines Pr. oder Carl-Heinz Martins, Nicolais, Mendelssohns, Jacckels, Meidners und Bechers. Die Schauspielerphotos packen die Grundstruktur des Dargestellten, gewissermaßen den ruhenden Pol, der erst alle die bunten Verwandlungen trägt, besonders interessant bei dem großen phantastischen Zauberer Werner Krauß, der hier in seiner schlichten, fundamentalen Menschengradheit festgehalten ist. Uebergang bilden an Frauenporträts das Luzide der Gussy Holl, das ganz überlegene geistige Helligkeit und Schärfe ist, und das im eignen Raffinement reservierte der Frau W. Das Weibliche schlechthin ist dann in seiner sinnlichen Grazie, seinem fleischigen Reize geformt, im weichen schmiegsamen Fluß leiblicher Haltung. Ebenso rund wie bei den Männerporträts das Geistige ist hier das Vitale, die Epidermis, Haut, Blut und Duft da, in Bildern von Tänzerinnen ist sogar gelungen, das Schwebende, Flüchtige, Huschleichte zu konservieren, das Bild Maria Lessers ward virtuos Bewegung schlechthin. Schließlich hat Frau Rieß sich selbst photographiert, und das wurde zu einem Porträt, das wie ein Ring zusammenhält, tragische Süße und das Schwingende, allen Abenteuern Gewachsene eines gestählten Selbstbewußtseins besitzt.

Gelsenkirchen.

Von

Arnold Kalkner.

[illegible]

Theater und Musik

Vorträge.

Richard und Isolden neuer Roman. [illegible]

Vortragsabend der Gewerkschaft deutscher Bühnenangehöriger. Durch die Tiefe einer Bühne [illegible]

Vortragsabend Hanns Heinz Ewers — Richard Ney (Hebbel-Saal). [illegible]

Thea-Dorn-Vorlesungen in Mainz. [illegible]

Ein Schweizer Dichterabend. [illegible]

Der „Rosenkavalier" am Trauer Ringe in Paris. [illegible]

Aus den Konzertsälen.

[illegible]

Bildende Kunst

Berliner Schulkunstausstellung. [illegible]

Film

Nachrichten.

[illegible]

7. Januar 1923 **Der Bücherkarren** Sonntagsbeilage

Alfred Golsar: Der Niemand.

(Eduard Strache, Verlag, Wien.)

Diese resignierte Prosadichtung ist stilistisch interessant durch die Eindringlichkeit der Erzählungsart, deren Unmittelbarkeit einem ganz nahe auf den Leib rückt und deren Tempo Schlag auf Schlag dahintreibt. Erreicht ist auch eine gewisse Typik, ein Fall unpersönlicher Darstellung, wo sichs um keine individuelle Geschichte einer Privatfigur Soundso mehr handelt, nicht mehr um den Lebenslauf eines Einzelnen, durch minutiöse Beschreibung von andern Unterschiedenen, sondern um die Schilderung einer Gestalt, der viele gleich sind. Hier ist ein Ansatz zum Gattungsroman, der ein Schicksal zeigt, das für eine bestimmte Gesamtheit von Menschen bezeichnend ist. Und zwar wird der unbedeutende Mensch schlechthin zu fassen versucht, also gerade das, was auf Ausnahmefällen erpichte Künstler gewöhnlich vernachlässigen. Sozusagen die Kreatur, die immer bloß eine nebensächliche Nummer unter Millionen war, das Alltäglichste, am wenigsten Unterschiedliche, wird hier in der Tragik des unentrinnbaren Loses entdeckt.

Dieses Unheilsgeschöpf, dem nicht einmal die Gloriole der Stolz eines pathetischen Unglücks gegönnt ist, dessen Leid auch in der fahlen, unauffälligen Mittellage bleibt, die der ganzen kümmerlichen Existenz eignet, wagt hier, sich aufzuschwingen, herauszuheben, bemerkbar zu machen, und bleibt doch in seiner Armseligkeit kleben. Bis jetzt hatte es seinen Platz ausgefüllt, eines jener unzählbaren, lautlos funktionierenden Glieder des allgemeinen Gesellschaftsapparates. Plötzlich überkommt es der Ehrgeiz, und es will mehr sein, sich in Positur setzen, seine Fähigkeiten zeigen, aus dem Mitläufer, Publikumspartikel, Massenartikel ein Eigener werden, ein Sollst, ein Prominenter! Das bekommt ihm aber schlecht, zumal der Mann die Sache moralisch anfaßt, Vergehen aufzudecken beginnt, mit deren Aufdeckung niemandem gedient ist. Und wie er an der Arbeit ist, wächst sein Betätigungsdrang ins Größenwahnsinnige und Führergelüst: in die erste Reihe will er sich schneilen, aus dem Letzten der Erste will er werden, Schrecken einjagen, seine Macht fühlen lassen, alles auf den Kopf stellen, Ereignis, Sensation bedeuten, „der heimliche Kaiser"! Da verfällt er dem Verfolgungswahn, wittert überall Feinde, wirkt als Lärmschläger und Querulant, halb mitleidig, halb angewidert tut man ihn ab. Es gibt eben eine unentrinnbare Mittellage von Existenzen, die — mit oder ohne Protest hingenommen — das ewig gleiche, subalterne, ignorierte Grau bleiben. Wo jedes Aufbegehren nur sich selber schädigt, den eignen Leib und die eigne Seele trifft. Die Weltordnung erledigt prompt und unauffällig solche Vermessenheit. Nachher, als er seine Ohnmacht erkennt, muß so ein Mensch noch froh sein, daß er weiter geduldet wird. Das Aufbegehren war hier nicht die individuelle Revolte eines Anspruchsvollen. Gedacht war vielmehr an alle Leidensgefährten, an einen „Bund der Ohnmächtigen". Zuletzt bleibt das schmerzhafte Eingeständnis, wie real diese Ohnmacht ist: „Wir haben unser Leben im Winkel der Welt abzuarbeiten, zu mehr braucht man uns nicht. — All das Große, Erhabene, Gewaltige im Leben braucht uns nicht . . . Irrlichter für uns . . . Wirrungen. Zu lesen, zu hören für uns . . . vielleicht; aber danach zu leben . . . keineswegs. Gedanken, groß, erhaben, gewaltig . . . was sind wir ihnen? Spielball. Wir können uns nur für sie verbluten."

Das an sich wertvolle, originelle und zeitgemäße Thema ist in diesem Epos der „Nichtse" von Golsar doch nicht mit der letzten Schärfe genommen, das Ganze bleibt ein wenig verkrampft und kraus, hat die Gefahr der Artistenbravour und des Manierwerdens nicht völlig überwunden und hält schließlich nicht den Umfang inne, den so ein auf Momentwirkung, Prägnanz, äußerste Pointierung angewiesener Stil verlangt.

Max Herrmann (Neiße).

Staatsbibliothek zu Berlin
Preußischer Kulturbesitz

18. März 1923

Der Bücherkarren

Sonntagsbeilage

Fritz Walther Bischoff: „Ohnegesicht".

(Lintz, Verlag, Trier.)

Neben dem sachlichen, Reales beherrscht, klar, eindeutig fassenden Romane gibt es in der deutschen Literatur noch den „poetischen", in Inhalt oder Form schwärmenden, verblümten, der das Leben stilisiert, mit Arabesken umzirkelt, vieldeutig berätselt. Die Unfähigkeit, sich präzise verständlich zu machen, kann sehr wohl echte Erregung sein, nicht jedermanns Art ist die Ruhe um jeden Preis, aber die ostentativ durchgehaltene Erregung muß den Verdacht erwecken, daß eilfertig der bequemste Weg gewählt und künstlich ein Trancezustand, ein aufgepeitschtes Derwischtum erzeugt wurde. Oder in weicherer, süßlicher Fassung gibt sich dieselbe Literaturgattung als elegisches oder minniges Verströmen, schlaffe Verzückung, die sich meist als Artistik, sanftes Kunstgewerbe und Gefühlsbatik entpuppt. In jedem Fall ist es schwer, bei dergleichen zu entscheiden, ob echtes Dichtertum oder Pseudopoesie vorliegt. Uferlosigkeit aus Natur oder Zerfahrenheit. Wer um-schreibt, muß es sich gefallen lassen, daß man sein Talent, tatsachensicher zu schreiben, anzweifelt.

Ein Lyrismus, und zwar ein begabter, ist Bischoffs „Ohnegesicht". Ein transparenter Roman, wo jeder Vorgang noch einen Hintersinn zu haben scheint und zwischen den Zeilen Mysteriöses geistert. Dieses Mysteriöse ist ziemlich problematisch, der Traum oft etwas willkürlich geträumt, die Visionen setzen oft dort ein, wo die realistische Gestaltung sich nicht mehr in der Gewalt hat. Wohl ist Spannung vorhanden, aber weite Strecken einer unfruchtbaren Zaubersphäre unterbrechen sie grundlos, und was grablinig schlicht sein könnte, wird vieldeutig und großgebärdig. Was diesseitig beginnt, entgleitet ins Abseitige, Schicksalszusammenhänge verschlingen sich im Nebulosen, und man hat nicht einmal den Eindruck, daß es aus reiner Lust am Fabulieren geschieht oder aus einer Künstlerlaune, sondern es wirkt als dünne ornamentale Ambition, ein bißchen affektiert und ein bißchen banal. Ein wahrhafter Nimmersatt an Bildern, Inspirationen und jeder Art Romantik ist das Buch, daß sich selber allzu gern versiegelt, im Gehäuse der symbolischen Allüre isoliert. Dabei muß man ihm Begabung attestieren für die (allerdings mehr szenische, als plastische) Darstellung der seelischen Nachtseite, der unheimlichen Grube in jedes Menschen Möglichkeit. Und auch den stilistischen Schneid musikalischen Einschlags, die volle Rhythmik einer Sprache, die allerdings mehr genießerisch als schöpferisch bleibt.

Max Herrmann (Neiße).

Theater für Sonntag, 18. März

Konzert

Ein Glas Wasser

Herrenzimmer-Ausstellung!

Nie wiederkehrend preiswert!

M. Hirschowitz

Skalitzerstr. 25.

Paul Graupe

Beleihung

Frühjahrs-Kleidung

Frühjahrs

Frühjahrs

58

13

Frühjahrs

75

Herpich

Kleine Anzeigen große Wirkung.

4. März 1923

Der Bücherkarren

Sonntagsbeilage

Paul Schulze-Berghoff: Am Urdsquell. Dämon in uns.

(Hugo Schmidt, München.)

Die Lyriksammlung „Am Urdsquell" bietet unerhört charakteristisches Material für das Fibelhafte einer falschen Ursprünglichkeit. Sie enthält eine Menge „Friedrizianischer Dichtungen", Drehorgelstücke in der sittlichen Art schlechter Lesebuchpoeme, Vortragsstücke zu Aulafeiern, die das Pensum „Friedrich der Große" gewissermaßen zu lauter Zeigefingerbildern und Reimaufgaben verarbeiteten. Da ist nicht etwa ein Schicksal in seinen dramatischen Höhepunkten oder zumindest in seinen wesentlichen Situationen, künstlerisch gestaltet, sondern schulplanvollzählig, nüchtern jede der im Pluch erwähnten Schlachten auf Strophen gezogen. Diese Strophen wecken und pflegen überdies noch ganz im Sinne der Richtlinien des Unterrichts im alten Regime die kriegerische Gesinnung, die Hetze, die Beweihräucherung des „Herwischen", gefallen sich im vulgären Wortschatz der Martialität. Dem inhaltlichen Fiasko entspricht bei Schulze-Berghoffs Buch ein formales.

Die Novellensammlung „Dämon in uns!" demonstriert die geistige Ueberheblichkeit, das Unzulängliche einer mystischen Ambition, die kläglich in kleiner spitzfindiger Reporterei für den Hausgebrauch versandet. Die erste der fünf Erzählungen trägt gleich den unmöglichen Titel „Im Banne des Uebersinnlichen", der mit seiner großschlächtigen Großsprecherei, seiner fischigen Geschwollenheit und Vieldeutigkeit den ganzen Band charakterisiert. Immer nimmt sich da eine Gewichtigkeit ernst, die faktisch nicht besteht, werden philiströse Fälle zu symbolischen Schicksalsdramen aufgepumpt. Es ist eigentlich im Kern recht hausbackene, normale, langweilige Dutzendware, das landläufige Zeug an Liebesgeschichtchen, die mit zwei glücklichen Brautpaaren enden, die gebräuchliche dicke Sentimentalität vom verführten und im Stich gelassenen Mädchen oder der schwüle Zauber um einen unwiderstehlichen Geiger. In diese unerheblichen und für eine idyllische Stimmung prädestinierten Stoffe wird gewaltsam eine Dämonie hineinbugsiert, ein bitteres Pathos, Visionäres, Hypnotisches, Krankhaftes, Magie und Magnetismus. Aber was sich so grenzenlos und wunderbar gibt, ist näher besehen in seiner Substanz gar nicht so weit her, in seinem magischen Anstrich von mittelmäßiger Nüchternheit, Holzigkeit, Dürftigkeit. Auch in Schulze-Berghoffs Prosa kann man die schlimmsten Stilverirrungen eines bilderliebenden und doch mit wirklicher Bildhaftigkeit nicht gesegneten Dilettantismusses antreffen.

Max Herrmann (Reitze).

Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz

9. September 1923 | Sonntagsbeilage

Der Bücherkarren

Frida Bettingen: Gedichte.

(Bei Georg Müller in München.)

[illegible]

Werner Schendell: Nachspiel.

[illegible]

Groteske Histörchen.

Zwei Hefte „Groteske Histörchen" von Karl Hans Strobl („Der verrückte Schwerpunkt" und „Mit Dolch und Regenschirm", Alfred Wieser, Verlag, München) sind subaltern, philiströs, witzblattsimpel. Groteske sollte doch sein: den Dingen die Balanze lockern, die Welt überlegen in eine Betrachtung rücken, die alle anerkannten Begriffe ein bißchen zweifelhaft macht und die Fragwürdigkeit jedes Normanspruchs illustriert. Diese Geschichten hier sind durchweg solide Anekdötchen für anspruchslose Gemüter, vorgetragen mit jenem selbstgefälligen Schmunzeln, das schneidige Stammtischerzähler so unausstehlich macht. Sie huldigen geradezu dem platten Durchschnittsgusto, bestätigen die Mittelmäßigkeit, lösen alle Schwierigkeiten mit „Witz" und benutzen geschickte Einfälle zu marktgängigem Spaßen. Das wirkt am peinlichsten, wenn solche Kalauer zur zeitlichen Umrahmung den Weltkrieg bekommen, die unendliche Tragödie dieser Jahre einem pikanten Histörchen das Drum und Dran geben muß, die Prothese lustiges Requisit wird. Geschmacklos verulkt in jedem Bändchen eine fast unappetitliche Episode Jüdisches. Banalitäten, deren dürftige Pointe nicht lohnt, und sogenannte Humoresken, die um jeden Preis, forciert, schäkern wollen und schließlich hanebüchen bleiben, bilden den Hauptbestandteil der beiden Bücher. Ein paar einigermaßen lesbare Geschichtchen wirken durchaus als Ausnahme. (Die Tragikomödie einer verpfuschten Gesellschaftsreise, die Burleske von den Riesendimensionen einer Spielwut, die Darstellung des Unglücks, eine berühmte Wohnung zu haben.) Ueberdies sind auch diese diskutablen Stücke ihrem Wesen nach nicht Groteske, sondern besten Falls gelungene Schwänke. Eine einzige Skizze: „Die Reise in den Feuerofen", gibt stofflich etwas mehr, bleibt jedoch der Ausführung nach im behaglichen, konzessionsbereiten Plaudern stecken. Das ist, wie gesagt, die Signatur der Bändchen, ihre Grundstimmung bleibt der unsympathische Biedergeist, der über die eigne Lustigkeit am begeistertsten selber lacht, sich fesch in Positur setzt und doch nur den geläufigsten Denkfaulheiten und Gefühlsträgheiten zu Munde redet. Und geradezu klassisch im Sinne eines abschreckenden Exempels vertritt das heftig abzulehnende Genre die Schnurre „Vor Liebchens Tür", eine mit bekanntem Stolz aufgetischte „besoffne Geschichte", typisch für das Liebesleben und überhaupt für das Leben eines ganzen Menschenschlages.

Max Herrmann (Neiße).

Bekenntnisse einer Giftmischerin.

[illegible]

Theater für Sonntag, 9. Septbr. [illegible]

Theater i. d. Kommandantenstraße — Premiere Mittwoch, 12. September — CHARLIE — Musik von Walter W. Goetze. [illegible]

Verkaufe Deutsche Schäferhündin [illegible]

Rennen Karlshorst Sonntag, d. 9. September [illegible]

Kursmakler [illegible]

Börsenvertreter [illegible]

Roggenrentenbank A.-G. Berlin W. 35. [illegible] An- und Verkauf von Roggenrentenbriefen — vorteilhafteste — wertbeständige — Kapitalsanlage. [illegible]

Berliner Privatbank (A.-G.) sucht einen Direktor [illegible] Depositenkassenvorsteher [illegible]

Wir suchen zum baldigen Eintritt erste Buchhalter und Revisionsbeamte bei höchstem Gehalt für dauernde Stellung. [illegible] Bankhaus Gebrüder Stern, Dortmund.

Bankvertretung [illegible] Vermittlung von Börsengeschäften [illegible]

Berliner Großbank sucht [illegible] Lehrlinge [illegible]

Perlenkollier [illegible]

Pelz- u. Leder-Kleidung für Damen u. Herren. Pelz-Jacken, Pelz-Mäntel, Pelz-Kolliers [illegible] Leder-Jacken, Leder-Mäntel [illegible] Leder-Kappen [illegible] C. A. Herpich Söhne Berlin W. Leipziger Str. 9–11.

ANTENNA [illegible] BERLIN W 35 [illegible] Fernsprech-Anlagen für Post- und Hausverkehr mit Hand- oder automatischem Betrieb

MARKIEWICZ & Co. Möbel und Wohnungs-Einrichtungen Berlin W 50, Nürnberger Straße [illegible]

9. September 1923 | Der Bücherkarren | Sonntagsbeilage

Groteske Histörchen.

Zwei Hefte „Groteske Histörchen" von Karl Hans Strobl („Der verrückte Schwerpunkt" und „Mit Dolch und Regenschirm", Alfred Wieser, Verlag, München) sind subaltern, philiströs, witzblattsimpel. Groteske sollte doch sein: den Dingen die Balanze lockern, die Welt überlegen in eine Betrachtung rücken, die alle anerkannten Begriffe ein bißchen zweifelhaft macht und die Fragwürdigkeit jedes Normanspruchs illustriert. Diese Geschichten hier sind durchweg solide Anekdötchen für anspruchslose Gemüter, vorgetragen mit jenem selbstgefälligen Schmunzeln, das schneidige Stammtischerzähler so unausstehlich macht. Sie huldigen geradezu dem platten Durchschnittsgusto, bestätigen die Mittelmäßigkeit, lösen alle Schwierigkeiten mit „Witz" und benutzen geschickte Einfälle zu marktgängigem Spaßen. Das wirkt am peinlichsten, wenn solche Kalauer zur zeitlichen Umrahmung den Weltkrieg bekommen, die unendliche Tragödie dieser Jahre einem pikanten Histörchen das Drum und Dran geben muß, die Prothese lustiges Requisit wird. Geschmacklos verulkt in jedem Bändchen eine fast unappetitliche Episode Jüdisches. Banalitäten, deren dürftige Pointe nicht lohnt, und sogenannte Humoresken, die um jeden Preis, forciert, schäkern wollen und schließlich hanebüchen bleiben, bilden den Hauptbestandteil der beiden Bücher. Ein paar einigermaßen lesbare Geschichtchen wirken durchaus als Ausnahme. (Die komödie einer verpfuschten Gesellschaftsreise, di leske von den Riesendimensionen einer Spielw Darstellung des Unglücks, eine berühmte Wohn haben.) Ueberdies sind auch diese diskutablen ihrem Wesen nach nicht Groteske, sondern beste gelungene Schwänke. Eine einzige Skizze: „Di in den Feuerofen", gibt stofflich etwas mehr jedoch der Ausführung nach im behaglichen, kon bereiten Plaudern stecken. Das ist, wie gesagt, d natur der Bändchen, ihre Grundstimmung ble unsympathische Biedergeist, der über die eigne keit am begeistertsten selber lacht, sich fesch in setzt und doch nur den geläufigsten Denkfaulheit Gefühlsträgheiten zu Munde redet. Und g klassisch im Sinne eines abschreckenden Exempe tritt das heftig abzulehnende Genre die Schnurr Liebchens Tür", eine mit bekanntem Stolz auf „besoffne Geschichte", typisch für das Liebesleb überhaupt für das Leben eines ganzen Menschen

Max Herrmann (N

x-rite colorchecker CLASSIC
Staatsbibliothek zu Berlin
Preußischer Kulturbesitz

8. April 1923 — **Der Bücherkarren** — Sonntagsbeilage

Alfons Paquet.

Artur Lieberts: Die geistige Krisis der Gegenwart.

Walter G. Hartmann: Die Tiere der Insel.

Hans Christoph Kaergel: „Der Traum des Urban Krain“.

(Lintz, Verlag, Trier.)

Den sechs Novellen dieses Bandes gelang ihre Besonderheit. Diese Besonderheit ist die Vermählung von Erdhaftem und Grenzenlosem, realer und Phantasiewelt, vom Blick für die Kleinzüge des Lebens mit Hellseherischem. In der Nachfolge des schlesischen Meisters Hermann Stehr besteht dieses Buch als eine immerhin respektable Leistung, wenn es auch die magische Weite und die sinnliche Fülle von Stehrs genialem Werk nicht erreicht. Doch gehen Kaergels Erzählungen innerhalb ihres Raumes auf, geben in straffem Zusammenhalt mit nicht mehr Aufwand, als nötig, Ereignisse und ihre Lösungen. Gut ist das gemacht, wie aus sachlichem, sinnfälligem, bodenständigem Bericht die Novelle ins Mythische wächst, der handgreifliche, in allen Details massive Vorgang seine übersinnliche Perspektive bekommt und plötzlich ebenso sicher, wie er anfangs im Saftigen der Realität seßhaft war, und ohne eigentlich den Boden zu verlassen, in imaginären Höhen schwebt. Das Geheimnis „Tod“ bildet das Zentrum der sechs Geschichten, aber sie verblassen nicht im Spirituellen, dieser Totentanzzyklus hat um und um Fleisch. Wie auf alten deutschen Holzschnitten ähnlicher Stoffwahl das Milieu der Zeit leibhaftig existiert, dampft hier schlesischer Landschaft Atmosphäre, blüht schlesischen Klimas Gefühl um die Dinge und um ihren Sinn. Da sowieso die Luft über dieser Landschaft immer durchduftet ist von einer heimlichen Magie, belebt von guten und bösen Geistern, die ihre sanfte oder hitzige Dämonie den Seelen zum Lebensangebind machen, wird die Apokalypse nicht von Außen aufgepappt, sondern ist wirklich in jeder Situation enthalten, der Umgang mit inneren Gesichtern unmittelbar heimatlichem Geblüt verschwistert.

Diese spezifisch schlesische Seele, die oft im Kleinsten, in der Alltagskreatur am mächtigsten geistert, kann Kaergel in allerlei subtiler Nuancierung zeigen. Am besten in der Titelnovelle, in „Der Klarinettenspieler“ und in „Der vergessene Tod“. An andern ist bewundernswert die Wucht, ein Motiv durch eine einprägsame, unkompliziert symbolische „Geschehnis-Pointe“ gleichsam im Extrakt zu konservieren, wie es erschütternd grausam geschieht in der Novelle „Die Fliege“, dem Paradigma des einsamen Verreckens auf dem Schlachtfeld, oder bei der Novelle „Das jüngste Gericht“ in der überwältigenden Anfangssituation, da der Vater allabendlich vor seine Hütte tritt und nach dem vermißten Sohne um eine Antwort in das Gottesschweigen schreit.

Max Herrmann (Neiße).

Rudolph von Koch

Gegen Motten und Diebstahl ... Pelze Teppiche ... Konservierung ... Herpich

Einheirat

FIM Frankfurter Frühjahrsmesse
SONDERZUG ab BERLIN am 14. April 1923

Revisionsbeamte,

Bankfachmann,

Börsenvertreter

Liebhaber-Bibliothek ... zu kaufen gesucht.

Kapital

Achtung!

Kredite kurzfristig in jeder Höhe

Berliner Bankdirektor ... Bankgeschäft.

Der Richtige Berliner

4. März 1923

Der Bücherkarren

Sonntagsbeilage

Paul Schulze-Berghoff: Am Urdsquell. Dämon in uns.

(Hugo Schmidt, München.)

Die Lyriksammlung „Am Urdsquell" bietet unerhört charakteristisches Material für das Fibelhafte einer falschen Ursprünglichkeit. Sie enthält eine Menge „Friedrizianischer Dichtungen", Drehorgelstücke in der sittlichen Art schlechter Lesebuchpoeme, Vortragsstücke zu Aulafeiern, die das Pensum „Friedrich der Große" gewissermaßen zu lauter Zeigefingerbildern und Reimaufgaben verarbeiteten. Da ist nicht etwa ein Schicksal in seinen dramatischen Höhepunkten oder zumindest in seinen wesentlichen Situationen, künstlerisch gestaltet, sondern schulplanvollzählig, nüchtern jede der im Pluch erwähnten Schlachten auf Strophen gezogen. Diese Strophen wecken und pflegen überdies noch ganz im Sinne der Richtlinien des Unterrichts im alten Regime die kriegerische Gesinnung, die Hetze, die Beweihräucherung des „Herwischen", gefallen sich im vulgären Wortschatz der Martialität. Dem inhaltlichen Fiasko entspricht bei Schulze-Berghoffs Buch ein formales.

Die Novellensammlung „Dämon in uns!" demonstriert die geistige Ueberheblichkeit, das Unzulängliche einer mystischen Ambition, die kläglich in kleiner spitzfindiger Reporterei für den Hausgebrauch versandet. Die erste der fünf Erzählungen trägt gleich den unmöglichen Titel „Im Banne des Uebersinnlichen", der mit seiner großschlächtigen Großsprecherei, seiner fischigen Geschwollenheit und Vieldeutigkeit den ganzen Band charakterisiert. Immer nimmt sich da eine Gewichtigkeit ernst, die faktisch nicht besteht, werden philiströse Fälle zu symbolischen Schicksalsdramen aufgepumpt. Es ist eigentlich im Kern recht hausbackene, normale, langweilige Dutzendware, das landläufige Zeug an Liebesgeschichtchen, die mit zwei glücklichen Brautpaaren enden, die gebräuchliche dicke Sentimentalität vom verführten und im Stich gelassenen Mädchen oder der schwüle Zauber um einen unwiderstehlichen Geiger. In diese unerheblichen und für eine idyllische Stimmung prädestinierten Stoffe wird gewaltsam eine Dämonie hineinbugsiert, ein bitteres Pathos, Visionäres, Hypnotisches, Krankhaftes, Magie und Magnetismus. Aber was sich so grenzenlos und wunderbar gibt, ist näher besehen in seiner Substanz gar nicht so weit her, in seinem magischen Anstrich von mittelmäßiger Nüchternheit, Holzigkeit, Dürftigkeit. Auch in Schulze-Berghoffs Prosa kann man die schlimmsten Stilverirrungen eines bilderliebenden und doch mit wirklicher Bildhaftigkeit nicht gesegneten Dilettantismusses antreffen.

Max Herrmann (Reitze).

Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz

28. Januar 1923 **Der Bücherkarren** Sonntagsbeilage

Albrecht Schaeffer: Parsival.

[illegible]

Friedrich Griese: „Ar".

[illegible]

Charles-Louis Philippe: „Das Weib der Lionette".

[illegible]

Hans Sochaczewer: Die Grenze.

(Oskar Wöhrle, Konstanz.)

Wenn Irre in der Dichtung vorkommen, ist ihr Wahn gewöhnlich in eine höhere Sphäre transponiert und zu einem Mittel leichten romantischen Gruselns oder zum Anlaß hymnischer Gehobenheit gemacht. Zumindest ist der Geistestranke von einem Standpunkte aus gesehen, der außerhalb seines Wahns liegt, der Umriß seiner Erscheinung gezeichnet, wie er sich den Blicken Normaler darstellt. Sochaczewers Erzählung versucht nun, einen dieser Nächtlichen, dessen (Vernunfts-) „Grenze sich verflüchtete", mit seinen eignen Aufzeichnungen zu gestalten. Ihn von sich aus zu zeigen, nicht zu beschreiben, sondern von innen her aufzubauen, die Abgründigkeit des Tollhäuslers sich direkt ausdrücken zu lassen. Das ist eine schwere Aufgabe, denn man ist dabei leicht der Gefahr ausgesetzt, ins unkontrollierbar Dunkle, Mystische, ja in den Bluff, ins gemacht Aberwitzige zu verfallen.

Diesem Prosastück ist es nun nicht immer gelungen, sich von Beeinträchtigung freizuhalten, vor allem ist es im Verhältnis zu seinem Stofflichen zu weit ausgesponnen, eine so breite und sich immer noch einmal wiederholende Krankheitsgeschichte (das ist es doch schließlich!) ermüdet bald. Stark ist manches Gefühlsmäßige geformt, sehr Diffiziles an seelischen Grenzgebieten, Uebergängen, Erregungen und Flimmrigkeiten, der Grundton einer hemmungslosen Schwermut, das gehetzt Inbrünstige, der Druck eines ständig überfallbereiten Umsturzes der Gedanken, die gramvolle Zerrissenheit, die zu keiner Einheit kommen, Wirkliches nie als Wirkliches erfassen, Unwirkliches nicht ertappen kann, bald viehisch entgleitet und der Bosheit entgegenwächst. Intensiv kommt in dem Buche die unheimliche Verderblichkeit, das Spukhafte, Niederschlagende, Zusammenhanglose der geschlechtlichen Beziehungen heraus, jene Anwandlung mitten während der innigsten Liebesnähe, wo man spürt, wie etwas in uns verendet. Da ist abgebildet, was in der Natur des Weibes und zutiefst feindselig ist, diese instinktive Forderung nach Zärtlichkeit, die im Guten oder Bösen stets mit Untreue drohen muß. Das ist sehr gegen die geltende Mehrheitsmeinung gesehen, und derlei freilich nicht ganz originale Opposition gibt es in dem Buche noch mehr: die Feststellung, daß ein Mörder mehr Herz hat als sein Richter, dem die „Verurteilung der Erguß seiner seelischen Unanständigkeit ist", die richtige Einschätzung der Arbeit, „die uns auspreßt, bis wir Maschinen werden, die ohne Willen tun, wozu man uns zwingt, und die uns alles totschlägt, was Kindheit und Herz in uns war". Aber daß solche Empfindungen einem Irren angedichtet werden, ist vielleicht eine Vorsicht, die sich alle Tore offenhält. Oder wäre gemeint: die heute für irr gelten, sind die wahrhaft Beseelten? Dann ist es jedenfalls nicht unzweideutig genug gestaltet. Unangenehm wirkt der etikettige Name „Wild", und der Wahnsinnige arbeitet manchmal zuviel in Unheimlichem. Sicherer als die Haltbarkeit der Halluzinationen besteht dann die schlichte Formulierung eines heutigen Faktums: „Ich hatte gehofft, einen Zug zu finden, dessen Abteile leer waren, aber sie waren angefüllt mit den Gehässigen der frühen Morgenstunde, die zu unliebsamem Erraffen führen."

Max Herrmann (Neiße).

Gilka · Der Deutsche Likör

Theater für Sonntag, 28. Januar

Konzert

Winter-Garten Heute

Perlenkollier

RINGNES

NIEMACK

Schneevoigt

Wintersport

Kitzbühel-Tirol

Geldschränke Tresoranlagen

Panzer A.G.

Marken

Münzen

7. Januar 1923 **Der Bücherkarren** Sonntagsbeilage

Alfred Golsar: Der Niemand.

(Eduard Strache, Verlag, Wien.)

Diese resignierte Prosadichtung ist stilistisch interessant durch die Eindringlichkeit der Erzählungsart, deren Unmittelbarkeit einem ganz nahe auf den Leib rückt und deren Tempo Schlag auf Schlag dahintreibt. Erreicht ist auch eine gewisse Typik, ein Fall unpersönlicher Darstellung, wo sichs um keine individuelle Geschichte einer Privatfigur Soundso mehr handelt, nicht mehr um den Lebenslauf eines Einzelnen, durch minutiöse Beschreibung von andern Unterschiedenen, sondern um die Schilderung einer Gestalt, der viele gleich sind. Hier ist ein Ansatz zum Gattungsroman, der ein Schicksal zeigt, das für eine bestimmte Gesamtheit von Menschen bezeichnend ist. Und zwar wird der unbedeutende Mensch schlechthin zu fassen versucht, also gerade das, was auf Ausnahmefällen erpichte Künstler gewöhnlich vernachlässigen. Sozusagen die Kreatur, die immer bloß eine nebensächliche Nummer unter Millionen war, das Alltäglichste, am wenigsten Unterschiedliche, wird hier in der Tragik des unentrinnbaren Loses entdeckt.

Dieses Unheilsgeschöpf, dem nicht einmal die Gloriole der Stolz eines pathetischen Unglücks gegönnt ist, dessen Leid auch in der fahlen, unauffälligen Mittellage bleibt, die der ganzen kümmerlichen Existenz eignet, wagt hier, sich aufzuschwingen, herauszuheben, bemerkbar zu machen, und bleibt doch in seiner Armseligkeit kleben. Bis jetzt hatte es seinen Platz ausgefüllt, eines jener unzählbaren, lautlos funktionierenden Glieder des allgemeinen Gesellschaftsapparates. Plötzlich überkommt es der Ehrgeiz, und es will mehr sein, sich in Positur setzen, seine Fähigkeiten zeigen, aus dem Mitläufer, Publikumspartikel, Massenartikel ein Eigener werden, ein Sollst, ein Prominenter! Das bekommt ihm aber schlecht, zumal der Mann die Sache moralisch anfaßt, Vergehen aufzudecken beginnt, mit deren Aufdeckung niemandem gedient ist. Und wie er an der Arbeit ist, wächst sein Betätigungsdrang ins Größenwahnsinnige und Führergelüst: in die erste Reihe will er sich schneilen, aus dem Letzten der Erste will er werden, Schrecken einjagen, seine Macht fühlen lassen, alles auf den Kopf stellen, Ereignis, Sensation bedeuten, „der heimliche Kaiser"! Da verfällt er dem Verfolgungswahn, wittert überall Feinde, wirkt als Lärmschläger und Querulant, halb mitleidig, halb angewidert tut man ihn ab. Es gibt eben eine unentrinnbare Mittellage von Existenzen, die — mit oder ohne Protest hingenommen — das ewig gleiche, subalterne, ignorierte Grau bleiben. Wo jedes Aufbegehren nur sich selber schädigt, den eignen Leib und die eigne Seele trifft. Die Weltordnung erledigt prompt und unauffällig solche Vermessenheit. Nachher, als er seine Ohnmacht erkennt, muß so ein Mensch noch froh sein, daß er weiter geduldet wird. Das Aufbegehren war hier nicht die individuelle Revolte eines Anspruchsvollen. Gedacht war vielmehr an alle Leidensgefährten, an einen „Bund der Ohnmächtigen". Zuletzt bleibt das schmerzhafte Eingeständnis, wie real diese Ohnmacht ist: „Wir haben unser Leben im Winkel der Welt abzuarbeiten, zu mehr braucht man uns nicht. — All das Große, Erhabene, Gewaltige im Leben braucht uns nicht . . . Irrlichter für uns . . . Wirrungen. Zu lesen, zu hören für uns . . . vielleicht; aber danach zu leben . . . keineswegs. Gedanken, groß, erhaben, gewaltig . . . was sind wir ihnen? Spielball. Wir können uns nur für sie verbluten."

Das an sich wertvolle, originelle und zeitgemäße Thema ist in diesem Epos der „Nichtse" von Golsar doch nicht mit der letzten Schärfe genommen, das Ganze bleibt ein wenig verkrampft und kraus, hat die Gefahr der Artistenbravour und des Manierwerdens nicht völlig überwunden und hält schließlich nicht den Umfang inne, den so ein auf Momentwirkung, Prägnanz, äußerste Pointierung angewiesener Stil verlangt.

Max Herrmann (Neiße).

Staatsbibliothek zu Berlin
Preußischer Kulturbesitz

10. Juni 1923

Der Bücherkarren

Sonntagsbeilage

Heinrich Lilienfein: Das trunkene Jahr.

(J. G. Cotta.)

Dieser Roman behandelt einen immerhin typischen Bezirk aus dem gegenwärtigen kulturellen Zustande Deutschlands: jene besondere Sorte Freischulbewegung, die eine Art modern-heidnischer Weltbejahung pflegt und hier und da im Lande eine Erziehungsgemeinde untereinander Gleichberechtigter bildet. Schön ist an solchen Gemeinden die Zwanglosigkeit des Unterrichts, bei dem Lehrende und Lernende — ohne Rangstufung und Vorgesetztentum — sich gegenseitig fördern, die Schulstunde zum Erlebnis wird und Schüler und Magister in herzlichem Zusammenleben auf gleicher Basis Glieder des gleichen Haushaltes sind. Die Schönheitsfehler am Gesamtbild solcher Gemeinden werden hier besonders in Betracht gezogen. Anscheinend einen aktuellen Fall ungefähr zur Vorlage nehmend, schildert Lilienfein das Treiben um Meister Hochgart auf der Augustenburg. Dieser Hochgart ist ein recht unkomplizierter, allzu robuster, von keinerlei Gewissensnöten belästigter Kerl, der durch seine unerschütterliche Vitalität auf die Jugend, und vor allem auf die weibliche Jugend, faszinierend wirkt, allerdings auch reife Männer durch die großzügige Unschuld seines Wesens mitreißt und etwas Elementares hat in der Souveränität, mit der er die erotischen Gefühle ungegliedert einfach nimmt und rücksichtslos seinen eigenen Trieb durchsetzt auch gegen die Tragik des ihm nahestehenden Menschen, die er dann eben einfach und bequem als reaktionäre Schwäche abtut. Diese, wie gesagt, für die Gegenwart charakteristische Type kommt bei Lilienfein ziemlich genau heraus, und um sie gruppiert sind ein paar ebenso landläufige Figuren: der Deutschlehrer mit literarischen Ambitionen, der Renaissance-Skizzen schreibt, schließlich doch den Anforderungen restloser Vorurteilslosigkeit nicht gewachsen ist und nach einer kleinen verliebten Eskapade reuig zu Weib und Kind zurückkehrt und in die Mittelmäßigkeit eines staatlich approbierten Philologen, Gatten und Vaters. Dann der lärmende, tolpatschig-eifernde Naturwissenschaftler und der überfühlsame, versteht sich auch kränkliche Hilfslehrer für Musik. Natürlich ist das alles auch Klischee, Klischee ebenso ist der Stil, selbst wenn man das Buch als Unterhaltungsroman nimmt, mit seinem schwungvoll „freimütigen" Tone, mit Dutzendausdrücken, mit Unmöglichkeiten wie dieser: „Die paar Bedenken, die ihr Weltfremdheit und Erziehung entgegenhielten, warf sie entschlossen über Bord". Der tiefere, weltanschauliche Kontrast, den der Roman darstellen will, bekommt auch keine zwingende oder gar originelle Fassung, bleibt konventionell maskiert: die Gegenüberstellung von Lebens- und Todesweise, von einer Schicht, die nur Freude am Leben haben will und hat, und einer, die der dunklen, schwerblütigen, herben Magie der Welt verfiel. (Unvergleichlich stark und wahrhaft dichterisch gestaltete den Kontrast Pontoppidans „Hans im Glück".) Hier wiegt alles nicht schwerer, als es einem Stoff zukommt, der jedem gefällig Lektüre abgeben und ein zwar „besinnliches", das heißt für den Leserdurchschnitt Probleme stellendes Buch schaffen soll, aber doch eben ein nicht über diesen Durchschnitt hinauswachsendes Buch fabriziert.

Max Herrmann (Neiße).

Die 2 Gilbert-Schlager
Katja
Geschlechtsleben
JEAN GILBERT
Bad Harzburg
Gebirgsluftkurort und Solbad
Krodo-
Haus Schlomm
Die tolle Prinzeß
Aktienbank
Durchgebildete Bankbeamte
Trabrennen Ruhleben
Laden
Tüchtigen Bankinspektor
für Dauerstellung
sucht bei baldigem Antritt
Dt. Verkehrsbank A.-G.
Berlin, Behrenstr. 8.

10. Juni 1923

Der Bücherkarren

Sonntagsbeilage

Heinrich Lilienfein: Das trunkene Jahr.

(J. G. Cotta.)

Dieser Roman behandelt einen immerhin typischen Bezirk aus dem gegenwärtigen kulturellen Zustande Deutschlands: jene besondere Sorte Freischulbewegung, die eine Art modern-heidnischer Weltbejahung pflegt und hier und da im Lande eine Erziehungsgemeinde untereinander Gleichberechtigter bildet. Schön ist an solchen Gemeinden die Zwanglosigkeit des Unterrichts, bei dem Lehrende und Lernende — ohne Rangstufung und Vorgesetztentum — sich gegenseitig fördern, die Schulstunde zum Erlebnis wird und Schüler und Magister in herzlichem Zusammenleben auf gleicher Basis Glieder des gleichen Haushaltes sind. Die Schönheitsfehler am Gesamtbild solcher Gemeinden werden hier besonders in Betracht gezogen. Anscheinend einen aktuellen Fall ungefähr zur Vorlage nehmend, schildert Lilienfein das Treiben um Meister Hochgart auf der Augustenburg. Dieser Hochgart ist ein recht unkomplizierter, allzu robuster, von keinerlei Gewissensnöten belästigter Kerl, der durch seine unerschütterliche Vitalität auf die Jugend, und vor allem auf die weibliche Jugend, faszinierend wirkt, allerdings auch reife Männer durch die großzügige Unschuld seines Wesens mitreißt und etwas Elementares hat in der Souveränität, mit der er die erotischen Gefühle ungegliedert einfach nimmt und rücksichtslos seinen eigenen Trieb durchsetzt auch gegen die Tragik des ihm nahestehenden Menschen, die er dann eben einfach und bequem als reaktionäre Schwäche abtut. Diese, wie gesagt, für die Gegenwart charakteristische Type kommt bei Lilienfein ziemlich genau heraus, und um sie gruppiert sind ein paar ebenso landläufige Figuren: der Deutschlehrer mit literarischen Ambitionen, der Renaissance-Skizzen schreibt, schließlich doch den Anforderungen restloser Vorurteilslosigkeit nicht gewachsen ist und nach einer kleinen verliebten Eskapade reuig zu Weib und Kind zurückkehrt und in die Mittelmäßigkeit eines staatlich approbierten Philologen, Gatten und Vaters. Dann der lärmende, tolpatschig-eifernde Naturwissenschaftler und der überfühlsame, versteht sich auch kränkliche Hilfslehrer für Musik. Natürlich ist das alles auch Klischee, Klischee ebenso ist der Stil, selbst wenn man das Buch als Unterhaltungsroman nimmt, mit seinem schwungvoll „freimütigen" Tone, mit Duzendausdrücken, mit Unmöglichkeiten wie dieser: „Die paar Bedenken, die ihr Weltfremdheit und Erziehung entgegenhielten, warf sie entschlossen über Bord". Der tiefere, weltanschauliche Kontrast, den der Roman darstellen will, bekommt auch keine zwingende oder gar originelle Fassung, bleibt konventionell maskiert: die Gegenüberstellung von Lebens- und Todesweise, von einer Schicht, die nur Freude am Leben haben will und hat, und einer, die der dunklen, schwerblütigen, herben Magie der Welt verfiel. (Unvergleichlich stark und wahrhaft dichterisch gestaltete den Kontrast Pontoppidans „Hans im Glück".) Hier wiegt alles nicht schwerer, als es einem Stoff zukommt, der jedem gefällig Lektüre abgeben und ein zwar „besinnliches", das heißt für den Leserdurchschnitt Probleme stellendes Buch schaffen soll, aber doch eben ein nicht über diesen Durchschnitt hinauswachsendes Buch fabriziert.

Max Herrmann (Neiße).

x-rite colorchecker CLASSIC
mm
Staatsbibliothek zu Berlin
Preußischer Kulturbesitz

11. Februar 1923

Der Bücherkarren

Sonntagsbeilage

Gustave Flaubert: Reisebriefe.

Oskar Loerke.

Max Brod: „Franzi".

Werner Mahrholz.

Herbert Eulenberg: „Wir Zugvögel".

(J. Engelhorn, Stuttgart.)

Dieses Buch hat alle phantastischen, poetisch verschwärmten Züge von Eulenbergs Dramen und ist doch auch ein handfester, unterhaltsamer Roman. Eine Art romantisch umklungener Kriminalgeschichte, die sich um eine geheimnisvolle Ermordung dreht, mischt unter moderne Gestalten den flimmrigen, seltsamen Reigen typisch Eulenbergischer Sonderlingsfiguren. Und ist gerade durch diese absonderliche Zusammenstellung interessant, voll Spannung, Erregung, abenteuerlicher Buntheit, wie man sichs von einer kurzweiligen Lektüre nur wünschen mag. Der reichliche Zuschuß dichterischen Fabulierens läßt die Sache nicht ins Sensationelle geraten, das ist des Buches Vorzug: andererseits freilich zu seinem Nachteil bringt es etwas Kindliches, Verstiegenes, halb Snobistisches, Kunstgewerbliches, eklektisch Archaistisches in eine Atmosphäre, die voll heutiger krasser Hochstapelei strotzen müßte. Ich weiß schon, daß eine mattgetönte Schwermutsdichtung beabsichtigt ist, und fühle auch den Reiz, den die bleu-mourant-Stimmung des Ganzen zweifellos besitzt. Dennoch merke ich, daß irgendetwas in dieser Nuancierung zu absichtsvoll ist, zu sehr aus einem fast raffinierten Eigensinne kommt. Die Wahrheit jeder der beiden Welten, die hier zusammengekoppelt sind, steht für sich außer Frage. Dieser spiritistische Betrieb im zweifelhaften Pensionat einer abgetakelten Gräfin, dieses überreizte, nicht ganz posenlose, perverse Gelüst einer gefährlichen Vampyrjungfrau sind ebenso echt innerhalb ihres realen Territoriums, wie die Kuriositätensammlung von Menschen mit dem Knax: die Malerin und Schmetterlingsjägerin, der weiberfeindliche Nimrod, der musikalisch entrückte, rührende Gottesliebling Gotthelf und der Dichter Floris, der Nachfahr eines Hölderlinschicksals, in wehem Wahn vergehend. Einer aus dieser Region scheint mir in ein falsches Licht gerückt: der prinzipielle Erotiker Sauer, der zu Unrecht mit seiner sehr natürlichen Neigung unter die Tollhäusler des Daseins einrangiert, nach dem Maßstabe konventioneller Voreingenommenheit beurteilt und unter das fälschende, ihm geradezu konträre Verdikt der moralischen Forderung gebracht wird. Ich würde unbedenklich seine Partei nehmen gegen die anmaßende, kokettierende, im Grunde feige Todeslüsternheit der hysterischen Albin Mala. Uebrigens ist auch der Witwer, der ihr fast verfällt, um sich zuletzt in den üblichen kinderreichen Biedermann zu retirieren, unsympathisch schwank und schwach. Eigentlich ergreift es mehr, wenn Sauer seine Sammlung zerstört, als wenn jener Herr von der Ahlen die „dämonische" Schwindlerin erdrosselt. Nur kommt beides ein wenig überraschend, die Situationen wirken ziemlich auf den Kontrasteffekt konstruiert, Begräbnis und Hochzeitstag sind allzu beziehungsvoll nebeneinander gelegt, direkte und destillierte Unzucht wie Pendants an dieselbe Wand gehängt, der Technik des romantischen Romans entsprechend Gedichte eingestreut, simple Intrigen angezettelt und stilistisch Sätze gebaut von einer gewissen Gehaltenheit, rarem Tonfall und jener epigonischen Klangfarbe, für die der Titel „Wir Zugvögel" das symbolische Ornament abgibt.

Max Herrmann (Neisse).

Hans Brandenburg: Joseph von Eichendorff, sein Leben und sein Werk.

Dr. Hans Prugmann.

Theater für Sonntag, 11. Februar

Konzert

Geldschränke Tresoranlagen

Panzer A.G.

Die neue Obligation

Gesichert

Deckung

Zinssatz

Somit

Daher

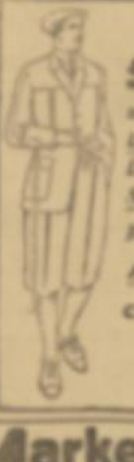
Admirals-Varieté

Gemälde, Zeichnungen

zu kaufen gesucht.

Flügel

Jagd u. Sport



C. A. Herpich Söhne

Berlin W. Leipziger Str. 9-11

Marken Münzen

Industrie-Anzeigen im Berliner Börsen-Courier stets erfolgreich!

7. Januar 1923 **Der Bücherkarren** Sonntagsbeilage

Alfred Golsar: Der Niemand.

(Eduard Strache, Verlag, Wien.)

Diese resignierte Prosadichtung ist stilistisch interessant durch die Eindringlichkeit der Erzählungsart, deren Unmittelbarkeit einem ganz nahe auf den Leib rückt und deren Tempo Schlag auf Schlag dahintreibt. Erreicht ist auch eine gewisse Typik, ein Fall unpersönlicher Darstellung, wo sichs um keine individuelle Geschichte einer Privatfigur Soundso mehr handelt, nicht mehr um den Lebenslauf eines Einzelnen, durch minutiöse Beschreibung von andern Unterschiedenen, sondern um die Schilderung einer Gestalt, der viele gleich sind. Hier ist ein Ansatz zum Gattungsroman, der ein Schicksal zeigt, das für eine bestimmte Gesamtheit von Menschen bezeichnend ist. Und zwar wird der unbedeutende Mensch schlechthin zu fassen versucht, also gerade das, was auf Ausnahmefällen erpichte Künstler gewöhnlich vernachlässigen. Sozusagen die Kreatur, die immer bloß eine nebensächliche Nummer unter Millionen war, das Alltäglichste, am wenigsten Unterschiedliche, wird hier in der Tragik des unentrinnbaren Loses entdeckt.

Dieses Unheilsgeschöpf, dem nicht einmal die Gloriole der Stolz eines pathetischen Unglücks gegönnt ist, dessen Leid auch in der fahlen, unauffälligen Mittellage bleibt, die der ganzen kümmerlichen Existenz eignet, wagt hier, sich aufzuschwingen, herauszuheben, bemerkbar zu machen, und bleibt doch in seiner Armseligkeit kleben. Bis jetzt hatte es seinen Platz ausgefüllt, eines jener unzählbaren, lautlos funktionierenden Glieder des allgemeinen Gesellschaftsapparates. Plötzlich überkommt es der Ehrgeiz, und es will mehr sein, sich in Positur setzen, seine Fähigkeiten zeigen, aus dem Mitläufer, Publikumspartikel, Massenartikel ein Eigener werden, ein Sollst, ein Prominenter! Das bekommt ihm aber schlecht, zumal der Mann die Sache moralisch anfaßt, Vergehen aufzudecken beginnt, mit deren Aufdeckung niemandem gedient ist. Und wie er an der Arbeit ist, wächst sein Betätigungsdrang ins Größenwahnsinnige und Führergelüst: in die erste Reihe will er sich schneilen, aus dem Letzten der Erste will er werden, Schrecken einjagen, seine Macht fühlen lassen, alles auf den Kopf stellen, Ereignis, Sensation bedeuten, „der heimliche Kaiser"! Da verfällt er dem Verfolgungswahn, wittert überall Feinde, wirkt als Lärmschläger und Querulant, halb mitleidig, halb angewidert tut man ihn ab. Es gibt eben eine unentrinnbare Mittellage von Existenzen, die — mit oder ohne Protest hingenommen — das ewig gleiche, subalterne, ignorierte Grau bleiben. Wo jedes Aufbegehren nur sich selber schädigt, den eignen Leib und die eigne Seele trifft. Die Weltordnung erledigt prompt und unauffällig solche Vermessenheit. Nachher, als er seine Ohnmacht erkennt, muß so ein Mensch noch froh sein, daß er weiter geduldet wird. Das Aufbegehren war hier nicht die individuelle Revolte eines Anspruchsvollen. Gedacht war vielmehr an alle Leidensgefährten, an einen „Bund der Ohnmächtigen". Zuletzt bleibt das schmerzhafte Eingeständnis, wie real diese Ohnmacht ist: „Wir haben unser Leben im Winkel der Welt abzuarbeiten, zu mehr braucht man uns nicht. — All das Große, Erhabene, Gewaltige im Leben braucht uns nicht . . . Irrlichter für uns . . . Wirrungen. Zu lesen, zu hören für uns . . . vielleicht; aber danach zu leben . . . keineswegs. Gedanken, groß, erhaben, gewaltig . . . was sind wir ihnen? Spielball. Wir können uns nur für sie verbluten."

Das an sich wertvolle, originelle und zeitgemäße Thema ist in diesem Epos der „Nichtse" von Golsar doch nicht mit der letzten Schärfe genommen, das Ganze bleibt ein wenig verkrampft und kraus, hat die Gefahr der Artistenbravour und des Manierwerdens nicht völlig überwunden und hält schließlich nicht den Umfang inne, den so ein auf Momentwirkung, Prägnanz, äußerste Pointierung angewiesener Stil verlangt.

Max Herrmann (Neiße).

Staatsbibliothek zu Berlin
Preußischer Kulturbesitz

11. März 1923

Der Bücherkarren

Sonntagsbeilage

Karl Groos: „Fürst Metternich".

Eine Studie zur Psychologie der Eitelkeit.

(J. G. Cotta, Stuttgart und Berlin.)

Subalterner Wissenschaftsbetrieb besteht darin, unwichtige Dinge zum Gegenstand umständlicher Erörterung zu machen, Nebensächliches und Gleichgültiges zum Problem zu erschweren und ausführlich zu untersuchen. Seitenlang über irgendeine Spezialität zu diskutieren, unnötige Konstruktionen, müßige Glossen, Spielereien zu verfertigen. Statt ein lebendiges, gegenständliches Bild einer Epoche oder der Repräsentanten einer Epoche zu leisten, wird eine blutleere theoretische Analyse aus soundsovielen Lesefrüchten zusammengetragen, eine Seminaraufgabe, ein philologischer Homunkulus statt einer menschlichen Schöpfung fabriziert. Was ist uns heute Metternich, und was ist uns gar ein weitläufiges Dozieren über eine Charaktereigentümlichkeit Metternichs, sollte auch diese Eigentümlichkeit kennzeichnend sein für das Wesen des Mannes! Wenn sie eben nicht so handgreiflich, leibhaftig gemacht ist, daß der ganze Kerl als plastisches Erlebnis vor uns steht. Das tut er in dieser Schrift durchaus nicht, ihr Dissertationsmaß enthüllt sich schon in Kapiteleinteilungen: „Innenbild und Außenbild", „Der Prinzipienmensch", „Die moralische, die intellektuelle Selbstschätzung", „Der Intellekt im allgemeinen".

Dabei gäbe gerade das gewählte Thema Gelegenheit genug zu aktueller Belichtung. Man hätte Metternich sehr gut als Prototyp einer heute noch wirkenden Sorte Politiker herausstellen können, deren Hauptmerkmal das bewußte Spiel mit einer Zweiweltenlehre ist. Die Kopf und Herz trennt, mit dieser Spaltung zu eigenen Gunsten geschickt operiert, in der Politik eine andere Moral gelten läßt als in der privaten Sphäre. Das ist zwar in der Studie von Groos berührt, aber einmal ist es nicht als Grundzug aufgedeckt, sondern gesondert behandelt erstens die Zwiespältigkeit im Politischen, zweitens die Abgrenzung der sexuellen Gebiete in eine Interessensphäre des Gatten (Vaters) und eine des Liebhabers, amourösen Flaneurs. Zweitens ist es nicht zum Angriff benutzt wider die gesamte Gattung der Schachzug-Diplomaten und Bluff-Politiker. Im Gegenteil dient die Broschüre spürbar reaktionären Tendenzen, steht mit ihrem Gefühl auf Seiten des absoluten Autoritätanbeters, empfiehlt reaktionäre Sätze Metternichs der Beachtung unserer Zeit. Kommt gar nicht darauf, aus gewissen Zügen den abzulehnenden Typ zu erfassen. Metternich schrieb z. B., als er gezwungen war, allzu offenkundig gegen seine proklamierten Prinzipien zu handeln, an Kaiser Franz die klassischen Worte: „Meine Grundsätze sind unwandelbar, aber gegen die Notwendigkeit läßt sich nicht streiten." Das erwähnt die Broschüre, schmiedet aber bei weitem daraus nicht die triftige Waffe gegen die Kompromißgestimmtheit und Erfolgsgefügigkeit der ganzen Sippe. Oder das wesentliche Faktum, daß Metternich bei der Nachricht von Kotzebues Ermordung sofort daran dachte, wie das erschütternde Erlebnis agitatorisch auszubeuten sei, ist beileibe nicht zu einer Attacke auf jede derartige Ausmünzung benutzt. Wie gut ließe sich der Beharrungsfanatiker Metternich, dessen politisches Grundideal „Ruhe und Ordnung" ist, der die eigenen Fehler am andern mißbilligt, nie die Schuld bei sich selber suchte und, „Schauspieler des eigenen Ideals", von Reue frei war, der — so kalt er in politischer Spekulation und dem Vorgehen gegen Widersacher blieb — beim Hören schöner Musik bis zu Tränen gerührt und von Kaulbachs monströser „Hunnenschlacht" begeistert wurde: wie trefflich ließe eine derartige Nummer sich als Repräsentant einer noch lange nicht ausgestorbenen Spezies offizieller Funktionäre darstellen! Nichts von alledem geschieht hier: phlegmatisch, trocken, in der üblichen Gelehrsamkeit wird über die Dinge referiert, Begriffsklitterung an Begriffsklitterung gereiht und nicht einmal das erreicht, durch eine fanatisch vehemente Darstellung Metternichs als reaktionärn Ideals den Reaktionären ein plastisches Bild ihres Abgotts zu geben.

Max Herrmann (Neiße).

Conrad Ferdinand Meyer und Julius Rodenberg.

[illegible]

Oswald Arnold v. Wien: „Taian" (Der große Friede).

[illegible]

Theater für Sonntag, 11. März

Staats-Theater

Die Mode

Modenschau

Geldschränke Tresoranlagen

Panzer A.G.

IV. Wiener Internationale Messe

Münzen Marken

4. März 1923

Der Bücherkarren

Sonntagsbeilage

Paul Schulze-Berghoff: Am Urdsquell. Dämon in uns.

(Hugo Schmidt, München.)

Die Lyriksammlung „Am Urdsquell" bietet unerhört charakteristisches Material für das Fibelhafte einer falschen Ursprünglichkeit. Sie enthält eine Menge „Friedrizianischer Dichtungen", Drehorgelstücke in der sittlichen Art schlechter Lesebuchpoeme, Vortragsstücke zu Aulafeiern, die das Pensum „Friedrich der Große" gewissermaßen zu lauter Zeigefingerbildern und Reimaufgaben verarbeiteten. Da ist nicht etwa ein Schicksal in seinen dramatischen Höhepunkten oder zumindest in seinen wesentlichen Situationen, künstlerisch gestaltet, sondern schulplanvollzählig, nüchtern jede der im Pluch erwähnten Schlachten auf Strophen gezogen. Diese Strophen wecken und pflegen überdies noch ganz im Sinne der Richtlinien des Unterrichts im alten Regime die kriegerische Gesinnung, die Hetze, die Beweihräucherung des „Herwischen", gefallen sich im vulgären Wortschatz der Martialität. Dem inhaltlichen Fiasko entspricht bei Schulze-Berghoffs Buch ein formales.

Die Novellensammlung „Dämon in uns!" demonstriert die geistige Ueberheblichkeit, das Unzulängliche einer mystischen Ambition, die kläglich in kleiner spitzfindiger Reporterei für den Hausgebrauch versandet. Die erste der fünf Erzählungen trägt gleich den unmöglichen Titel „Im Banne des Uebersinnlichen", der mit seiner großschlächtigen Großsprecherei, seiner fischigen Geschwollenheit und Vieldeutigkeit den ganzen Band charakterisiert. Immer nimmt sich da eine Gewichtigkeit ernst, die faktisch nicht besteht, werden philiströse Fälle zu symbolischen Schicksalsdramen aufgepumpt. Es ist eigentlich im Kern recht hausbackene, normale, langweilige Dutzendware, das landläufige Zeug an Liebesgeschichtchen, die mit zwei glücklichen Brautpaaren enden, die gebräuchliche dicke Sentimentalität vom verführten und im Stich gelassenen Mädchen oder der schwüle Zauber um einen unwiderstehlichen Geiger. In diese unerheblichen und für eine idyllische Stimmung prädestinierten Stoffe wird gewaltsam eine Dämonie hineinbugsiert, ein bitteres Pathos, Visionäres, Hypnotisches, Krankhaftes, Magie und Magnetismus. Aber was sich so grenzenlos und wunderbar gibt, ist näher besehen in seiner Substanz gar nicht so weit her, in seinem magischen Anstrich von mittelmäßiger Nüchternheit, Holzigkeit, Dürftigkeit. Auch in Schulze-Berghoffs Prosa kann man die schlimmsten Stilverirrungen eines bilderliebenden und doch mit wirklicher Bildhaftigkeit nicht gesegneten Dilettantismusses antreffen.

Max Herrmann (Reitze).

Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz

4. Februar 1923

Der Bücherkarren

Sonntagsbeilage

Karl Borromäus Heinrich: Florian.

(O. C. Recht, Verlag, München.)

[illegible]

Kurt Schwitters: Anna Blume.

(Verlag Paul Staegemann, Hannover.)

Der Dadaismus war sympathisch als Ausdruck konsequenter künstlerischer Anarchie, als Zugeständnis der Auflösung alter Ehrwürdigkeiten und als ungenierter Versuch, diese Auflösung tunlichst zu forcieren und zur endgültigen Liquidation zu führen. Es berührte angenehm, wie hier einmal die Kunst nicht mehr so priesterlich ernst genommen und als unantastbarer Wert an sich behandelt wurde. Die ästhetische Bigotterie, die geistige Eitelkeit, die Ueberschätzung der Kultur sind etwas derangiert worden, und das war ganz nützlich und lustig, soweit diese Uebung nicht wieder ihrerseits Selbstzweck wurde oder von vornherein eine andere Art von Snobismus bedeutete. Als die Sache anfing, anerkannt, ebenfalls ernst genommen und bereits in die offizielle Schematik einregistriert zu werden, war sie eigentlich erledigt, und ihre kräftigsten Mitspieler hatten sich auch längst zur schlichten realistischen Praxis eines Werktums gewandt, das einen neuen Lebenswillen auszudrücken bestrebt war, oder einen stilvollen Abgang in eine literaturlose Alltagstätigkeit genommen. Heut wirkt die Neu-Ausgabe der „Anna Blume"-Dichtungen von Schwitters bereits wie ein literaturhistorisches Dokument. Das Merz-Gedicht Nr. 1 „An Anna Blume" ist ja inzwischen ein allgemein beliebter und erprobter Vortragsschlager im Kabarett geworden, sozusagen eine klassische Nummer des dadaistischen Repertoires. Vielleicht gerade, weil es am wenigsten entschieden dadaistisch ist im Sinne brutaler Zerstörung der gültigen Formen. Man kann es schon als grotesk fassen nach den Maßstäben heut gewohnter Exzentrizität, seine Extravaganz launig genießen und jovial begönnern. Es ist heut nichts Lebensgefährliches mehr in so einem Gedicht, es darf in jeder europäischen Anthologie stehen. Verheerender für die Konvention und den normalen Horizont sind andere Stücke, die dem Ordnungsbedürfnis auch nicht den geringsten Anhalt mehr gönnen, immerzu sogar aus dem Gefüge burlesker, bizarrer oder selbst aberwitziger Phantastik brechen (aus der konzessionierten Art eines sinnvollen „Aberwitzes") und keine Schonung kennen. Deren mildere Sorte mischt den stumpfsinnigen Aussagemechanismus von Grammatikexempeln („Auf welche Weise der junge Krieger in den Brunnen geraten ist, erscheint rätselhaft") in die ekstatische Litanei von beziehungslosen Hauptwörtern, operiert Sätze absichtlich falsch aneinander in der Manier komisch verkoppelter Sprichwortteile, führt das Klischee der Romanphrase ad absurdum („Dann saß sie lange, die Füße im Schoß, wie im Traum"), klebt — wie in anderem Material Aehnliches auf dadaistischen Bildern geschieht — in eine Erzählung landläufige Sentenzen, Haussegenzitate, Schlagworte, Inseratzeilen, Büchertitel, bringt im rechten Moment einige Druckfehler an und überfordert die Forderungen sämtlicher moderner Bühnen-Manifeste in dem Megaphon: „An alle Bühnen der Welt."

Max Herrmann (Neisse).

Stendhal: „Oll Liebesabenteuer".

Deutsch von Franz Blei.

(Staegemann-Verlag, Hannover.)

[illegible]

Erinnerungen der Malerin Louise Seidler.

Herausgegeben von Hermann Uhde.

(Im Propyläenverlag, Berlin. 1922.)

[illegible]

Theater für Sonntag, 4. Februar

Großes Lager preiswürdiger Perser-Teppiche, Brücken, Seiden-Teppiche, Gobelins. Deutsche Teppiche. C. A. Herpich Söhne, Berlin W. Leipzigerstr. D-11

Hiesige Bankfirma

Ausländisches Bankhaus. Bankier m. vollen Rechten

Teilhaber;

Vollkaufmann, Direktorposten, Generalvertretung, Beteiligung

40 Millionen

Geldschränke, Tresoranlagen. Panzer A. G.

DEVISEN-ABTEILUNG. HUGO OPPENHEIM & SOHN, Berlin W 8

Leipziger Großbank - Niederlassung. BEAMTE

Berliner Großbank. Bankbeamte

Bankleiter

Bankdirektor. Beteiligung

Wiener Bankbeamter

Marken

Münzen

Tiefland

Konzert

Der Kreis

Volksbühne. Mein Leopold

Admirals-Varieté

7. Januar 1923 **Der Bücherkarren** Sonntagsbeilage

Alfred Golsar: Der Niemand.

(Eduard Strache, Verlag, Wien.)

Diese resignierte Prosadichtung ist stilistisch interessant durch die Eindringlichkeit der Erzählungsart, deren Unmittelbarkeit einem ganz nahe auf den Leib rückt und deren Tempo Schlag auf Schlag dahintreibt. Erreicht ist auch eine gewisse Typik, ein Fall unpersönlicher Darstellung, wo sichs um keine individuelle Geschichte einer Privatfigur Soundso mehr handelt, nicht mehr um den Lebenslauf eines Einzelnen, durch minutiöse Beschreibung von andern Unterschiedenen, sondern um die Schilderung einer Gestalt, der viele gleich sind. Hier ist ein Ansatz zum Gattungsroman, der ein Schicksal zeigt, das für eine bestimmte Gesamtheit von Menschen bezeichnend ist. Und zwar wird der unbedeutende Mensch schlechthin zu fassen versucht, also gerade das, was auf Ausnahmefällen erpichte Künstler gewöhnlich vernachlässigen. Sozusagen die Kreatur, die immer bloß eine nebensächliche Nummer unter Millionen war, das Alltäglichste, am wenigsten Unterschiedliche, wird hier in der Tragik des unentrinnbaren Loses entdeckt.

Dieses Unheilsgeschöpf, dem nicht einmal die Gloriole der Stolz eines pathetischen Unglücks gegönnt ist, dessen Leid auch in der fahlen, unauffälligen Mittellage bleibt, die der ganzen kümmerlichen Existenz eignet, wagt hier, sich aufzuschwingen, herauszuheben, bemerkbar zu machen, und bleibt doch in seiner Armseligkeit kleben. Bis jetzt hatte es seinen Platz ausgefüllt, eines jener unzählbaren, lautlos funktionierenden Glieder des allgemeinen Gesellschaftsapparates. Plötzlich überkommt es der Ehrgeiz, und es will mehr sein, sich in Positur setzen, seine Fähigkeiten zeigen, aus dem Mitläufer, Publikumspartikel, Massenartikel ein Eigener werden, ein Sollst, ein Prominenter! Das bekommt ihm aber schlecht, zumal der Mann die Sache moralisch anfaßt, Vergehen aufzudecken beginnt, mit deren Aufdeckung niemandem gedient ist. Und wie er an der Arbeit ist, wächst sein Betätigungsdrang ins Größenwahnsinnige und Führergelüst: in die erste Reihe will er sich schneilen, aus dem Letzten der Erste will er werden, Schrecken einjagen, seine Macht fühlen lassen, alles auf den Kopf stellen, Ereignis, Sensation bedeuten, „der heimliche Kaiser"! Da verfällt er dem Verfolgungswahn, wittert überall Feinde, wirkt als Lärmschläger und Querulant, halb mitleidig, halb angewidert tut man ihn ab. Es gibt eben eine unentrinnbare Mittellage von Existenzen, die — mit oder ohne Protest hingenommen — das ewig gleiche, subalterne, ignorierte Grau bleiben. Wo jedes Aufbegehren nur sich selber schädigt, den eignen Leib und die eigne Seele trifft. Die Weltordnung erledigt prompt und unauffällig solche Vermessenheit. Nachher, als er seine Ohnmacht erkennt, muß so ein Mensch noch froh sein, daß er weiter geduldet wird. Das Aufbegehren war hier nicht die individuelle Revolte eines Anspruchsvollen. Gedacht war vielmehr an alle Leidensgefährten, an einen „Bund der Ohnmächtigen". Zuletzt bleibt das schmerzhafte Eingeständnis, wie real diese Ohnmacht ist: „Wir haben unser Leben im Winkel der Welt abzuarbeiten, zu mehr braucht man uns nicht. — All das Große, Erhabene, Gewaltige im Leben braucht uns nicht . . . Irrlichter für uns . . . Wirrungen. Zu lesen, zu hören für uns . . . vielleicht; aber danach zu leben . . . keineswegs. Gedanken, groß, erhaben, gewaltig . . . was sind wir ihnen? Spielball. Wir können uns nur für sie verbluten."

Das an sich wertvolle, originelle und zeitgemäße Thema ist in diesem Epos der „Nichtse" von Golsar doch nicht mit der letzten Schärfe genommen, das Ganze bleibt ein wenig verkrampft und kraus, hat die Gefahr der Artistenbravour und des Manierwerdens nicht völlig überwunden und hält schließlich nicht den Umfang inne, den so ein auf Momentwirkung, Prägnanz, äußerste Pointierung angewiesener Stil verlangt.

Max Herrmann (Neiße).

Staatsbibliothek zu Berlin
Preußischer Kulturbesitz

25. März 1923

Der Bücherkarren

Sonntagsbeilage

Max Barthel: „Das vergitterte Land".

(Hoffmann u. Campe, Verlag.)

Die elf Nummern dieses Bändchens nennen sich zu Unrecht Novellen; eigentlich sind es wohltönende Skizzen, beschwingte Geschichten, zusammengetragen aus dem Erleben einer Wanderburschenzeit. Gedichte in Prosa, die keine regelrecht organisierte Handlung besitzen, sondern anekdotisch sich erinnern an dies und jenes Abenteuer, an diese oder jene Daseinsstimmung, Bildchen, Atome von Landschaftlichem, von Menschenbewegung, Gefühlsbewegung auftauchen und vorüberziehen lassen. Das geschieht liebevoll, vielleicht ein bißchen preziös und manchmal zu gewollt überschwänglich, doch das Ganze bringt in Unmittelbarkeit den Rausch jugendlichen Schweifens mit, den Drang nach freier, grenzenloser Fahrt, den Hunger nach unendlicher Pilgerschaft. Das Ungefähr der Vagabundenexistenz, das Aufreizende der mißtrauischen und taktlos rohen Selbstgefälligkeit Wohlumbürdeter, ihre feige zitternde Verachtung des Ungebundenen, stehen unter scharfen Schlaglichtern einander gegenüber. Als etwas Selbständiges mit eignen Intimitäten, Furchtbarkeiten und Herrlichkeiten, Launen und Disziplinen behauptet sich die Welt dieser Landstreicher und Stromer, eine Welt voll Reibung und Verbrüderung, wo doch schließlich all die Irrfahrer und Satzungsfrondeurs die heilige Solidarität der Armut eint.

Die Prosaromanzen hier fangen diese Welt der Walzbrüder in ihren vielen Nüancierungen ein, als einen Kosmos mit Leid und Freud, mit Kampf und Orgie. Alle Demütigung, der man ausgesetzt ist, alle Vogelfreiheit der Obdachlosen, die bornierte Roheit der Lächelnden mit dem Raubtierblick, die herablassende Bewirtung bei einem protzenhaften Aestheten; und dann das Geschenk eines Mädchenlächelns, die wohltuende Gastlichkeit der Armen, wenn Arbeiter den Herumtreiber freihalten. Die ehrliche Rührung vor der Schönheit, sei es der einer Frau, sei es der von Bildern in Galerien, doch so ohne Getu, daß der leere Magen gegen die Kunst Recht bekommt. Der paradiesische Zauber italienischen Landes ist die sinnfällige Kulisse für solche Wanderschaftspoesie, da bleibt dem Aermsten immer noch Ersatz fürs Essen, Weingelage und zwischen der Verlassenheit und Schäbigkeit von Gestern und Morgen die Betäubung vergessenspendender trunkener Nachtstunden, die inbrünstige Stillung im großen orgiastischen Rausch. Packend ist das Bekenntnishafte, wenn es heraufkommt, was an Unterdrückung, Martyrium, Haß, was auch Mildestes und Feinfühligs in der getretenen Kreatur lag: Kindheitstragödien der Wehrlosen hämischen Zuchthaus- und Galgenprophezeiung, ein holdestes, hauchzartes Liebeserlebnis, ein Nichts an handgreiflichem, drastischem Ergebnis, ein All an beglückendem Wunder, grade der Schlichteste ist solcher bedingungslosen, uneigennützigen Hingabe fähig, und als Gegenstück im Asyl die Nachtgespräche der Seeleute, delirierend um die Erinnerung an die seltsamen Abenteuer der Unzüchtigkeit, aber auch das als Wunder genommen, ohne Pikanterie, als Gaben eines Lebens, das in unendlicher Unbefangenheit jede Möglichkeit hat. Ein paarmal ist auch straffer, pointierter ein Konflikt oder eine beziehungsvolle Szene verdichtet: in einem Stück, das die Entscheidung zwischen Frau und Werk, Leben für die Geliebte und Leben für die politische Aufgabe gestaltet, in einem andern, das die Schicksaltragödie eines Menschen gibt, der — zu Höherem befähigt — zu unentrinnbarer Fabrikfron verdammt bleibt. Das Beste ist die abschließende Titelerzählung, weil sie ganz präzise, unverblümt, verläßlich nur den Tatbestand hinsetzt, die in das Belgien eines großen Bergarbeiterstreiks streben, werden dort gleich aufgegriffen, festgesetzt, unter dem üblichen Aufwand an Drangsalierung, unnötiger Chikane und Machtwollust von Gefängnis zu Gefängnis transportiert, und schließlich nach ihrer Heimat abgeschoben. Die sachliche Notierung dieses Einzelfalls bekommt von selbst Symbolkraft und wirkt gerade durch ihre Zucht intensiv aufwühlend und sprengend.

Max Herrmann (Neiße).

Frühjahrs-Kleidung
Reinwoll Cheviot 52
Oberhemd-Bluse 17
Herren-Ulster 98
Sacco-Anzüge 193
Filz-Hüte 9
Damen-Hüte
Herpich

PRIVAT-BIBLIOTHEK
zu Gelegenheitspreisen
Kaufhaus des Westens

Privatbankhaus

Kapital

Bankfiliale

Schwellen- und Grubenholz-Industrie Aktiengesellschaft

Norddeutsche Grund-Credit-Bank

4. März 1923

Der Bücherkarren

Sonntagsbeilage

Paul Schulze-Berghoff: Am Urdsquell. Dämon in uns.

(Hugo Schmidt, München.)

Die Lyriksammlung „Am Urdsquell" bietet unerhört charakteristisches Material für das Fibelhafte einer falschen Ursprünglichkeit. Sie enthält eine Menge „Friedrizianischer Dichtungen", Drehorgelstücke in der sittlichen Art schlechter Lesebuchpoeme, Vortragsstücke zu Aulafeiern, die das Pensum „Friedrich der Große" gewissermaßen zu lauter Zeigefingerbildern und Reimaufgaben verarbeiteten. Da ist nicht etwa ein Schicksal in seinen dramatischen Höhepunkten oder zumindest in seinen wesentlichen Situationen, künstlerisch gestaltet, sondern schulplanvollzählig, nüchtern jede der im Pluch erwähnten Schlachten auf Strophen gezogen. Diese Strophen wecken und pflegen überdies noch ganz im Sinne der Richtlinien des Unterrichts im alten Regime die kriegerische Gesinnung, die Hetze, die Beweihräucherung des „Herwischen", gefallen sich im vulgären Wortschatz der Martialität. Dem inhaltlichen Fiasko entspricht bei Schulze-Berghoffs Buch ein formales.

Die Novellensammlung „Dämon in uns!" demonstriert die geistige Ueberheblichkeit, das Unzulängliche einer mystischen Ambition, die kläglich in kleiner spitzfindiger Reporterei für den Hausgebrauch versandet. Die erste der fünf Erzählungen trägt gleich den unmöglichen Titel „Im Banne des Uebersinnlichen", der mit seiner großschlächtigen Großsprecherei, seiner fischigen Geschwollenheit und Vieldeutigkeit den ganzen Band charakterisiert. Immer nimmt sich da eine Gewichtigkeit ernst, die faktisch nicht besteht, werden philiströse Fälle zu symbolischen Schicksalsdramen aufgepumpt. Es ist eigentlich im Kern recht hausbackene, normale, langweilige Dutzendware, das landläufige Zeug an Liebesgeschichtchen, die mit zwei glücklichen Brautpaaren enden, die gebräuchliche dicke Sentimentalität vom verführten und im Stich gelassenen Mädchen oder der schwüle Zauber um einen unwiderstehlichen Geiger. In diese unerheblichen und für eine idyllische Stimmung prädestinierten Stoffe wird gewaltsam eine Dämonie hineinbugsiert, ein bitteres Pathos, Visionäres, Hypnotisches, Krankhaftes, Magie und Magnetismus. Aber was sich so grenzenlos und wunderbar gibt, ist näher besehen in seiner Substanz gar nicht so weit her, in seinem magischen Anstrich von mittelmäßiger Nüchternheit, Holzigkeit, Dürftigkeit. Auch in Schulze-Berghoffs Prosa kann man die schlimmsten Stilverirrungen eines bilderliebenden und doch mit wirklicher Bildhaftigkeit nicht gesegneten Dilettantismusses antreffen.

Max Herrmann (Reitze).

Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz

14. Januar 1923

Der Bücherkarren

Sonntagsbeilage

Hans Jäger: Kriminale Geschichte.

Ernst Heller: „Kurt-Berlin Sommer".

Max Dortu: Großstadt.

(Lothar Joachim, Verlag, Leipzig.)

Wer vom Standpunkt des Arbeiters, des Lebens-Benachteiligten, aus schreibt, muß es ganz schlicht, ohne Schmuck und Schnörkel tun. Beim geringsten Anklang an literarisches Klischee, selbst bei unbewußter Beeinflussung durch papierne Formeln und Phrasen des Durchschnittsschwatzes, entsteht ein Widerspruch, der die Echtheit des Werks in Frage stellt und es künstlerisch wie inhaltlich unbrauchbar macht. Man kann sagen, solche Autoren hätten die Verpflichtung, durch einen besonderen, unübernommenen Stil die Echtheit ihrer Leistung zu beglaubigen. Erscheinungen, die das nicht haben, sogar unter dem formalen Niveau bessen bleiben, was der Kunst der von ihnen bekämpften Tendenz durchschnittlich eignet, machen sich selbst lächerlich, wenn sie sich in einem Aufputz großtun, der bei der von ihnen angegriffenen Schicht längst verpönt ist. Außerdem richten derartige Schriften bei dem Publikum, für das sie hauptsächlich gedacht sind, Verwirrung an, indem sie ihm eine Wertschätzung wertloser Begriffe, einen falschen Gefühls- und Gedankenausdruck und somit allmählich auch Kompromisse mit einer ihm unnatürlichen Denk- und Empfindungsweise angewöhnen.

Die typischen Fehler einer solchen dilettantischen „Arbeiterdichtung", die stümperhaft nachahmt, was höchstens noch in der minderwertigsten Provinzkolportage für „poetisch" gilt, zeigt geradezu exemplarisch Max Dortus Buch, (das einer Städte-Dreiheit: Kleinstadt, Großstadt, Seestadt selbständigen zweiten Teil darstellt). Es enthält kurze Skizzen in der leidig pseudolyrischer Art kleinstädtischer Sonntagsplaudereien. Sie sollten wiedergeben Stationen aus drei Jahren Großstadtexistenz eines Proletarierfreundes wohl mehr als eines Proletariers. Dieser Mensch flüchtet unter den Eindrücken einer brutal niedergeschlagenen Revolte aus dem kleinen Industrieort in die Großstadt und erlebt dort recht schematisch vier verschiedene Wandlungen im Verhältnis zu ihr: der sich erst in ihr nur verstecken will, setzt sich später die Aufgabe, ihr zu helfen, dann die ehrgeizigere, sie zu erobern und zu beherrschen, bis er von ihr aufgefressen und wieder ausgespien wird. Da findet er sich zurück zur „großen Medizin: zur heilenden Arbeit", und geläutert geht er wieder in die Natur hinaus, auf neue Wanderschaft, ein rastloser und unruhiger Landstreicher des grauen Nordens.

Im einzelnen nehmen sich die Etappen dieses Großstadtkurses unverbunden, konstruiert und hintertreppig aus, und der Schlußcoup mit der angebeteten Wintergartenkünzerin, für die der Proletarier Teppichschwindler und Bankbestraubant wird, um zu erfahren, daß er sich für die aufopfernde Mutter von sechs Kindern und Gattin eines Erblindeten zu Grunde richtete, bleibt Kolportage. Kolportage sind auch die häufigen Wendungen einer blumigen Gleichnisschwelgerei. Die unfreiwillig komische Banalität ahnungslos vorgebrachter, putzig gefaßter Gemeinplätze. Wage berauscht solche Art sich selbst an großen abstrakten Deklamationen, hinter deren Pappmaché, tippt man energisch daran „nichts Faßbares steckt. Und noch die erotischen Beziehungen sind in einem solchen Falle mit Bildungsbeflissenheit verquickt.

Max Herrmann (Neiße).

Verlagen in Aufzeichnungen, Briefen und Tagebüchern.

Theater für Sonntag, 14. Januar
Opernhaus
Schauspielh.
Volksbühne
Neue Freie Volksbühne
Deutsches Theater
Kammerspiele
Lessing-Theater
Theater in der Königgrätzer Straße
Renaissance-Theater
Theater am Nollendorfplatz
Komödie
Kleines Schauspielhaus
Metropol-Theater
Rose-Theater
Theater des Westens
Theater des Volkes
Theater am Bülowplatz
Theater in der Stadt
Theater in der Behrenstraße
Theater in der Saalbau
Theater in der Alexanderstraße
Theater in der Kommandantenstraße
Theater in der Dorotheenstraße
Theater in der Friedrichstraße
Theater in der Unter den Linden
Theater in der Wilhelmstraße
Theater in der Leipziger Straße
Theater in der Potsdamer Straße
Theater in der Tiergartenstraße
Theater in der Charlottenburger Straße
Theater in der Kurfürstendamm
Theater in der Joachimsthaler Straße
Theater in der Hardenbergstraße
Theater in der Fasanenstraße
Theater in der Uhlandstraße
Theater in der Nürnberger Straße
Theater in der Augsburger Straße
Theater in der Münchener Straße
Theater in der Prinzregentenstraße
Theater in der Maximilianstraße
Theater in der Ludwigstraße
Theater in der Residenzstraße
Theater in der Marienplatz
Theater in der Sendlinger Straße
Theater in der Tal
Theater in der Isartor
Theater in der Karlsplatz
Theater in der Stachus
Theater in der Hauptbahnhof
Theater in der Bahnhofplatz
Theater in der Arnulfstraße
Theater in der Schwanthalerstraße
Theater in der Landwehrstraße
Theater in der Goethestraße
Theater in der Bayerstraße
Theater in der Paul-Heyse-Straße
Theater in der Lindwurmstraße
Theater in der Müllerstraße
Theater in der Isartalstraße
Theater in der Grünwalder Straße
Theater in der Pullach
Theater in der Starnberg
Theater in der Tutzing
Theater in der Seeshaupt
Theater in der Kochel
Theater in der Garmisch-Partenkirchen
Theater in der Mittenwald
Theater in der Innsbruck
Theater in der Salzburg
Theater in der Wien
Theater in der Graz
Theater in der Linz
Theater in der Steyr
Theater in der Amstetten
Theater in der St. Pölten
Theater in der Krems
Theater in der Melk
Theater in der Zwettl
Theater in der Gmünd
Theater in der Waidhofen
Theater in der Ybbs
Theater in der Scheibbs
Theater in der Lilienfeld
Theater in der Mariazell
Theater in der Bruck
Theater in der Leoben
Theater in der Kapfenberg
Theater in der Mürzzuschlag
Theater in der Neunkirchen
Theater in der Wiener Neustadt
Theater in der Baden
Theater in der Mödling
Theater in der Hietzing
Theater in der Penzing
Theater in der Rudolfsheim
Theater in der Fünfhaus
Theater in der Ottakring
Theater in der Hernals
Theater in der Währing
Theater in der Döbling
Theater in der Brigittenau
Theater in der Leopoldstadt
Theater in der Landstraße
Theater in der Wieden
Theater in der Margareten
Theater in der Mariahilf
Theater in der Neubau
Theater in der Josefstadt
Theater in der Alsergrund
Theater in der Favoriten
Theater in der Simmering
Theater in der Meidling
Theater in der Hietzing
Theater in der Penzing
Theater in der Rudolfsheim
Theater in der Fünfhaus
Theater in der Ottakring
Theater in der Hernals
Theater in der Währing
Theater in der Döbling
Theater in der Brigittenau
Theater in der Leopoldstadt
Theater in der Landstraße
Theater in der Wieden
Theater in der Margareten
Theater in der Mariahilf
Theater in der Neubau
Theater in der Josefstadt
Theater in der Alsergrund
Theater in der Favoriten
Theater in der Simmering
Theater in der Meidling
Bortkiewicz
Smit
Helene Lampl
Frieda Schulhaus
Wintop & Dibbe
„Orionette"
Antiquitäten-Geschäft
zu kaufen gesucht.
Kapital
Wintersport
Kitzbühel-Tirol
Liebhaber-Bibliothek
zu kaufen gesucht.
Kieselhausen
Marken
Münzen
Geldschränke
Tresoranlagen
Panzer A. G.
Gemälde, Zeichnungen
zu kaufen gesucht.
KÖNIGLICH HOLLÄNDISCHER LLOYD
SÜD AMERIKA

7. Januar 1923 **Der Bücherkarren** Sonntagsbeilage

Alfred Golsar: Der Niemand.

(Eduard Strache, Verlag, Wien.)

Diese resignierte Prosadichtung ist stilistisch interessant durch die Eindringlichkeit der Erzählungsart, deren Unmittelbarkeit einem ganz nahe auf den Leib rückt und deren Tempo Schlag auf Schlag dahintreibt. Erreicht ist auch eine gewisse Typik, ein Fall unpersönlicher Darstellung, wo sichs um keine individuelle Geschichte einer Privatfigur Soundso mehr handelt, nicht mehr um den Lebenslauf eines Einzelnen, durch minutiöse Beschreibung von andern Unterschiedenen, sondern um die Schilderung einer Gestalt, der viele gleich sind. Hier ist ein Ansatz zum Gattungsroman, der ein Schicksal zeigt, das für eine bestimmte Gesamtheit von Menschen bezeichnend ist. Und zwar wird der unbedeutende Mensch schlechthin zu fassen versucht, also gerade das, was auf Ausnahmefällen erpichte Künstler gewöhnlich vernachlässigen. Sozusagen die Kreatur, die immer bloß eine nebensächliche Nummer unter Millionen war, das Alltäglichste, am wenigsten Unterschiedliche, wird hier in der Tragik des unentrinnbaren Loses entdeckt.

Dieses Unheilsgeschöpf, dem nicht einmal die Gloriole der Stolz eines pathetischen Unglücks gegönnt ist, dessen Leid auch in der fahlen, unauffälligen Mittellage bleibt, die der ganzen kümmerlichen Existenz eignet, wagt hier, sich aufzuschwingen, herauszuheben, bemerkbar zu machen, und bleibt doch in seiner Armseligkeit kleben. Bis jetzt hatte es seinen Platz ausgefüllt, eines jener unzählbaren, lautlos funktionierenden Glieder des allgemeinen Gesellschaftsapparates. Plötzlich überkommt es der Ehrgeiz, und es will mehr sein, sich in Positur setzen, seine Fähigkeiten zeigen, aus dem Mitläufer, Publikumspartikel, Massenartikel ein Eigener werden, ein Sollst, ein Prominenter! Das bekommt ihm aber schlecht, zumal der Mann die Sache moralisch anfaßt, Vergehen aufzudecken beginnt, mit deren Aufdeckung niemandem gedient ist. Und wie er an der Arbeit ist, wächst sein Betätigungsdrang ins Größenwahnsinnige und Führergelüst: in die erste Reihe will er sich schneilen, aus dem Letzten der Erste will er werden, Schrecken einjagen, seine Macht fühlen lassen, alles auf den Kopf stellen, Ereignis, Sensation bedeuten, „der heimliche Kaiser"! Da verfällt er dem Verfolgungswahn, wittert überall Feinde, wirkt als Lärmschläger und Querulant, halb mitleidig, halb angewidert tut man ihn ab. Es gibt eben eine unentrinnbare Mittellage von Existenzen, die — mit oder ohne Protest hingenommen — das ewig gleiche, subalterne, ignorierte Grau bleiben. Wo jedes Aufbegehren nur sich selber schädigt, den eignen Leib und die eigne Seele trifft. Die Weltordnung erledigt prompt und unauffällig solche Vermessenheit. Nachher, als er seine Ohnmacht erkennt, muß so ein Mensch noch froh sein, daß er weiter geduldet wird. Das Aufbegehren war hier nicht die individuelle Revolte eines Anspruchsvollen. Gedacht war vielmehr an alle Leidensgefährten, an einen „Bund der Ohnmächtigen". Zuletzt bleibt das schmerzhafte Eingeständnis, wie real diese Ohnmacht ist: „Wir haben unser Leben im Winkel der Welt abzuarbeiten, zu mehr braucht man uns nicht. — All das Große, Erhabene, Gewaltige im Leben braucht uns nicht . . . Irrlichter für uns . . . Wirrungen. Zu lesen, zu hören für uns . . . vielleicht; aber danach zu leben . . . keineswegs. Gedanken, groß, erhaben, gewaltig . . . was sind wir ihnen? Spielball. Wir können uns nur für sie verbluten."

Das an sich wertvolle, originelle und zeitgemäße Thema ist in diesem Epos der „Nichtse" von Golsar doch nicht mit der letzten Schärfe genommen, das Ganze bleibt ein wenig verkrampft und kraus, hat die Gefahr der Artistenbravour und des Manierwerdens nicht völlig überwunden und hält schließlich nicht den Umfang inne, den so ein auf Momentwirkung, Prägnanz, äußerste Pointierung angewiesener Stil verlangt.

Max Herrmann (Neiße).

Staatsbibliothek zu Berlin
Preußischer Kulturbesitz

15. April 1923

Der Bücherkarren

Sonntagsbeilage

Stichproben aus dem lyrischen Alltag.

Charles-Louis Philippe: Die gute Madeleine.

René Maran: Batuala.

Otto Flake: Erzählungen.

(Verlag: Die Schmiede, Berlin.)

Flakes Erzählungen sind zwittrig, ihrer Form und ihrem Inhalte nach. Die Form hat bald etwas Journalistisch-Anekdotisches, bald die Geste tieferer Bedeutung, ist bald durchschnittliche Unterhaltung, bald wirkliche geistige Straffung. Niemals aber fühlte ich mich ehrlich überwältigt, mit dem Herzen oder Hirn mitgerissen, immer blieb es distanziert Literatur, wenn auch solche von anerkennenswerter Disziplin. Alles ist nämlich mit dem Verstand gemacht, mit einer rührigen, versierten Intelligenz, die vor Geschmacklosigkeit schützt.

Geschmacklos ist eher der Dilettant oder der schöpferische Genius, der eine aus Mangel, der andere aus Ueberfülle. Flake ist von beiden Polen ungefähr in der Mitte. Diese Mitte ist die Klugheit, der alles zum leidlichen, lieber dünnen als dicken, Zeitschriftenbeitrag gereicht. Daher kommt wohl die Zwiespältigkeit auch des Inhaltlichen. Die ergibt etwa die Lage „Liberal“, die zwischen Rechts und Links den Bezirk einer bestimmten Eigensinnigkeit zu behaupten sucht.

Am Erlebnis Krieg, dem ja von den sechs Stücken des Bandes fünf gewidmet sind, zeigt sich das am deutlichsten. Da steht nebeneinander härteste Ablehnung, ja Einsicht in die Fadenscheinigkeit pseudopazifistischen Getus, Einsicht sogar in die Wurzel des Uebels: „Erwerb erzeugt Krieg“ und in das Wesen des Staates, „der sich Recht über Leben und Tod anmaßt, weil ihm niemand widerspricht“. Und in derselben Novelle als Endresultat die absurde Begründung eines Menschen, der das Verwerfliche wider besseres Wissen mitmacht: „Ich gehe mit, weil ich voll Ablehnung bin, und hebe die Wahrheit auf, um ihr Herr zu sein, morgen stelle ich mich.“ Fundiert ist dieser geistige Verlauf in der Grundstimmung des Bandes, die Fügsamkeit ins Gegebene, Anerkennung der Autorität eines sogenannten Schicksals ist.“ Eine bindende Marschroute, ein unzweifelhaftes Rückgrat, wie es sonst aus den meisten Werken gefühlsmäßig festzustellen ist, wird nicht erkenntlich. Statt dessen: Hingabe an jeden Reiz, Abhängigkeit von jeder Erlebnismöglichkeit, die eine Gefühlssensation schaffen kann, so daß Erotisches, Platonisches, Legales, Illegales, Kriegerisches, Pazifistisches in gleichem Maße Anlässe zu wohlgeformter Expektoration bieten.

Max Herrmann (Neiße).

M. Hartig: Augsburgs Kunst.

Theater für Sonntag, 15. April

Heirat.

Handelskammer zu Berlin
Handels-Hochschule Berlin

Mark Kredite,

Bankfachmann

Teilhaber ges.

Kaufmann

Beamte

Rennen zu Karlshorst
Sonntag, den 15. April,
nachm. 3 Uhr.

Abonnieren Sie den „Berliner Börsen-Courier“
Zu beziehen durch alle Postanstalten Deutschlands.
Preis für den Monat April 9000.— MK.

4. März 1923

Der Bücherkarren

Sonntagsbeilage

Paul Schulze-Berghoff: Am Urdsquell. Dämon in uns.

(Hugo Schmidt, München.)

Die Lyriksammlung „Am Urdsquell" bietet unerhört charakteristisches Material für das Fibelhafte einer falschen Ursprünglichkeit. Sie enthält eine Menge „Friedrizianischer Dichtungen", Drehorgelstücke in der sittlichen Art schlechter Lesebuchpoeme, Vortragsstücke zu Aulafeiern, die das Pensum „Friedrich der Große" gewissermaßen zu lauter Zeigefingerbildern und Reimaufgaben verarbeiteten. Da ist nicht etwa ein Schicksal in seinen dramatischen Höhepunkten oder zumindest in seinen wesentlichen Situationen, künstlerisch gestaltet, sondern schulplanvollzählig, nüchtern jede der im Pluch erwähnten Schlachten auf Strophen gezogen. Diese Strophen wecken und pflegen überdies noch ganz im Sinne der Richtlinien des Unterrichts im alten Regime die kriegerische Gesinnung, die Hetze, die Beweihräucherung des „Herwischen", gefallen sich im vulgären Wortschatz der Martialität. Dem inhaltlichen Fiasko entspricht bei Schulze-Berghoffs Buch ein formales.

Die Novellensammlung „Dämon in uns!" demonstriert die geistige Ueberheblichkeit, das Unzulängliche einer mystischen Ambition, die kläglich in kleiner spitzfindiger Reporterei für den Hausgebrauch versandet. Die erste der fünf Erzählungen trägt gleich den unmöglichen Titel „Im Banne des Uebersinnlichen", der mit seiner großschlächtigen Großsprecherei, seiner fischigen Geschwollenheit und Vieldeutigkeit den ganzen Band charakterisiert. Immer nimmt sich da eine Gewichtigkeit ernst, die faktisch nicht besteht, werden philiströse Fälle zu symbolischen Schicksalsdramen aufgepumpt. Es ist eigentlich im Kern recht hausbackene, normale, langweilige Dutzendware, das landläufige Zeug an Liebesgeschichtchen, die mit zwei glücklichen Brautpaaren enden, die gebräuchliche dicke Sentimentalität vom verführten und im Stich gelassenen Mädchen oder der schwüle Zauber um einen unwiderstehlichen Geiger. In diese unerheblichen und für eine idyllische Stimmung prädestinierten Stoffe wird gewaltsam eine Dämonie hineinbugsiert, ein bitteres Pathos, Visionäres, Hypnotisches, Krankhaftes, Magie und Magnetismus. Aber was sich so grenzenlos und wunderbar gibt, ist näher besehen in seiner Substanz gar nicht so weit her, in seinem magischen Anstrich von mittelmäßiger Nüchternheit, Holzigkeit, Dürftigkeit. Auch in Schulze-Berghoffs Prosa kann man die schlimmsten Stilverirrungen eines bilderliebenden und doch mit wirklicher Bildhaftigkeit nicht gesegneten Dilettantismusses antreffen.

Max Herrmann (Reitze).

Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz

4. März 1923 **Der Bücherkarren** Sonntagsbeilage

Paul Schulze-Berghoff: Am Urdsquell. Dämon in uns.

(Hugo Schmidt, München.)

Die Lyrikſammlung „Am Urdsquell“ bietet unerhört charakteriſtiſches Material für das Fidelhafte einer falſchen Urſprünglichkeit. Sie enthält eine Menge „Friederizianiſcher Dichtungen“, Drehorgelſtücke in der üblichen Art ſchlechter Leſebuchpoeme, Vortragsſtücke zu Aulafeiern, die das Penſum „Friedrich der Große“ gewiſſermaßen zu lauter Zeigeſtockbildern und Reimaufgaben verarbeiteten. Da iſt nicht etwa ein Schickſal in ſeinen dramatiſchen Höhepunkten oder zumindeſt in ſeinen weſentlichen Situationen, künſtleriſch geſtaltet, ſondern ſchulplanvollzählig, nüchtern jede der im Vloch erwähnten Schlachten auf Strophen gezogen. Dieſe Strophen wecken und pflegen überdies noch ganz im Sinne der Richtlinien des Unterrichts im alten Regime die kriegeriſche Geſinnung, die Hetze, die Beweihräucherung des „Heroiſchen“, gefallen ſich im vulgären Wortſchatz der Martialität. Dem inhaltlichen Fiasko entſpricht bei Schulze-Berghoffs Buch ein formales.

Die Novellenſammlung „Dämon in uns!“ demonſtriert die geiſtige Ueberheblichkeit, das Unzulängliche einer myſtiſchen Ambition, die kläglich in kleiner ſpiritiſtiſcher Reporterei für den Hausgebrauch verſandet. Die erſte der fünf Erzählungen trägt gleich den unmöglichen Titel „Im Banne des Ueberſinnlichen“, der mit ſeiner groſchlächtigen Großſprecherei, ſeiner kitſchigen Geſchwollenheit und Biesbeutigkeit den ganzen Band charakteriſiert. Immer nimmt ſich da eine Gewichtigkeit ernſt, die faktiſch nicht beſteht, werden philiſtröſe Fälle zu ſombolſchen Schickſalsdramen aufgepumpt. Es iſt eigentlich im Kern recht hausbackene, normale, landweilige Dutzendware, das landläufige Zeug an Liebesgeſchichten, die mit zwei glücklichen Brautpaaren enden, die gebräuchliche dicke Sentimentalität vom verführten und im Stich gelaſſenen Mädchen oder der ſchwüle Zauber um einen unverſtehlichen Geiger. In dieſe unerheblichen und für eine dollſche Stimmung prädeſtinierten Stoffe wird gewaltſam eine Dämonie hineinbugſiert, ein bitteres Pathos, Viſionäres, Hopnotiſches, Krankhaftes, Magie und Magnetismus. Aber was ſich ſo grenzenlos und wunderhaft gibt, iſt näher beſehen in ſeiner Subſtanz gar nicht ſo weit her, in ſeinem mzyſchen Anſtrich von mittelmäßiger Rückternheit, Holzigkeit, Dürftigkeit. Auch in Schulze-Berghoffs Proſa kann man die ſchlimmſten Stilverirrungen eines bilderliebenden und doch mit wirklicher Bildhaftigkeit nicht geſegneten Dilettantismuſſes antreffen.

Max Herrmann (Reiße).

Theater für Sonntag, 4. März
Konzert
Weissgerber
Wiener Internationale Messe
Trabrennen Mariendorf
Handschuhe
Strümpfe
Herren-
Herpich

4. März 1923

Der Bücherkarren

Sonntagsbeilage

Paul Schulze-Berghoff: Am Urdsquell. Dämon in uns.

(Hugo Schmidt, München.)

Die Lyriksammlung „Am Urdsquell" bietet unerhört charakteristisches Material für das Fibelhafte einer falschen Ursprünglichkeit. Sie enthält eine Menge „Friedrizianischer Dichtungen", Drehorgelstücke in der sittlichen Art schlechter Lesebuchpoeme, Vortragsstücke zu Aulafeiern, die das Pensum „Friedrich der Große" gewissermaßen zu lauter Zeigefingerbildern und Reimaufgaben verarbeiteten. Da ist nicht etwa ein Schicksal in seinen dramatischen Höhepunkten oder zumindest in seinen wesentlichen Situationen, künstlerisch gestaltet, sondern schulplanvollzählig, nüchtern jede der im Pluch erwähnten Schlachten auf Strophen gezogen. Diese Strophen wecken und pflegen überdies noch ganz im Sinne der Richtlinien des Unterrichts im alten Regime die kriegerische Gesinnung, die Hetze, die Beweihräucherung des „Herwischen", gefallen sich im vulgären Wortschatz der Martialität. Dem inhaltlichen Fiasko entspricht bei Schulze-Berghoffs Buch ein formales.

Die Novellensammlung „Dämon in uns!" demonstriert die geistige Ueberheblichkeit, das Unzulängliche einer mystischen Ambition, die kläglich in kleiner spitzfindiger Reporterei für den Hausgebrauch versandet. Die erste der fünf Erzählungen trägt gleich den unmöglichen Titel „Im Banne des Uebersinnlichen", der mit seiner großschlächtigen Großsprecherei, seiner fischigen Geschwollenheit und Vieldeutigkeit den ganzen Band charakterisiert. Immer nimmt sich da eine Gewichtigkeit ernst, die faktisch nicht besteht, werden philiströse Fälle zu symbolischen Schicksalsdramen aufgepumpt. Es ist eigentlich im Kern recht hausbackene, normale, langweilige Dutzendware, das landläufige Zeug an Liebesgeschichtchen, die mit zwei glücklichen Brautpaaren enden, die gebräuchliche dicke Sentimentalität vom verführten und im Stich gelassenen Mädchen oder der schwüle Zauber um einen unwiderstehlichen Geiger. In diese unerheblichen und für eine idyllische Stimmung prädestinierten Stoffe wird gewaltsam eine Dämonie hineinbugsiert, ein bitteres Pathos, Visionäres, Hypnotisches, Krankhaftes, Magie und Magnetismus. Aber was sich so grenzenlos und wunderbar gibt, ist näher besehen in seiner Substanz gar nicht so weit her, in seinem magischen Anstrich von mittelmäßiger Nüchternheit, Holzigkeit, Dürftigkeit. Auch in Schulze-Berghoffs Prosa kann man die schlimmsten Stilverirrungen eines bilderliebenden und doch mit wirklicher Bildhaftigkeit nicht gesegneten Dilettantismusses antreffen.

Max Herrmann (Reitze).

Staatsbibliothek zu Berlin Preußischer Kulturbesitz

Beilage des Berliner Börsen-Courier Nr. 29

Donnerstag, 18. Januar 1923

Photokunst.

Ausstellung Rieß.

Von

Max Herrmann (Neiße).

Von aller Art Malerei war mir das Porträt stets die wichtigste gewesen, weil sie am solidesten auf kontrollierbarer Gegenständlichkeit beruhte, am wenigsten mit abstrakter Ausflucht zu schaffen war. Das Bild, das einen bestimmten Menschen darstellen sollte, mußte sich schließlich einigermaßen an den tatsächlichen Befund halten. Natürlich nicht in geistlosem Abklatsch des Objekts, sondern in seiner phantasievollen Durcharbeitung. Auch der Impressionist machte nicht eine akkurate Kopie nach dem oder jenem leibhaftigem Original: Herrn oder Frau X, sondern mischte seine eigene Sehnsucht ins Porträt — wie hätte er sonst Künstler sein können? Das expressionistische Porträt ging weiter und suchte prinzipiell das Wesentliche des Abgebildeten zu geben und des Malers Bekenntnis zu ihm. Das war fruchtbar und gut gleichfalls, soweit es auf einem Können fußte, das die Wiedergabe der Realität sicher beherrschte und aus dieser Beherrschung heraus, nicht aus einem Versagen an der wirklichen Erscheinung des Sujets, den konzentrierten Sinn, den Extrakt seiner Bedeutung gestaltet. Gefährlich aber war es, wenn die expressionistische Forderung so ausgelegt wurde, daß im Porträt der Willkür des Porträtierenden alles freistand. Dann stellte so ein Bild nicht mehr die reifste Frucht hingebendster Versenkung ins Studium des Geschilderten dar, sondern das ungebundene Fabulieren des Künstlers, der jeder Ideenassoziation, jedem Gefühlsanklang, jeder Traumverlockung nachgab, und es kam schließlich soweit, daß ein biedres Menschenantlitz und eine Mondlandschaft einander glichen. Diese Auflösung und Preisgabe jeder solid fundierten Porträtmalerei führte sich schließlich vollends ad absurdum in kubistischen Spielereien, wilden Abstraktionen, bis futurismus und Dadaismus bewußt anarchistisch in Bluff und Spaß die allerletzte Konsequenz zogen, daß eines Geigers Porträt aus ein paar Notenlinien, einer aufgeklebten Darmseite, und einem Ansichtskartenausschnitt, dem Panorama seiner Heimatsstadt, bestehen konnte.

In der Blüte solcher Porträtmalerei, die oft noch durch ethisches Getue vermießt wurde, da der Nonsens galt: „Je unähnlicher ein Porträt ist, ein desto größeres Kunstwerk ist es!", wurde reuig zum Photographen zurückgekehrt. Aber da mußte man die traurige Entdeckung machen, daß viele der sogenannten „Künstler"-Photographen durch falschen Ehrgeiz auch bereits zur Nachahmung der üblen Praktiken gekommen waren. Wie mindere Provinzphotographen jeden Menschen früher in das fälschende Klischee der „Bitte recht freundlich!"-Pose zwangen, schwindelten mindere Großstadtphotographen ihre Opfer ins ebenso verzerrende Klischee einer „Bitte recht exzentrisch!"-Fratze. Es war eine reine Unkenntlichkeitsmanier ausgebrochen, als beseelte eine geheime Feindschaft gegen jede Paß- und Steckbriefmöglichkeit die Meister der Dunkelkammer, und zwischen altem und neuem Kitsch, Versüßlichung und Verkantzung, blieb dem Kunden nur die bange Wahl.

Man muß sich an diese Entwicklung erinnern, um die photographische Arbeit der Frau Rieß, die eben bei Friedmann und Weber ausstellt, nach Gebühr zu würdigen. Denn der Wert ihres Werkes besteht für mich darin, daß sie den Ausgleich fand zwischen Gegenstandstreue und Schöpferfreiheit, wenn man so will: zwischen Impressionismus und Expressionismus. Man muß von ihrem Photos wie von etwas Lebendigem reden: sie haben den Menschen so intensiv beobachtet, bis sie auf seinen bezeichnendsten Moment kamen, und den stellen sie dann prägnant und repräsentativ heraus. Ehrlich gesagt, gefällt mir meine eigene Photographie am besten, hier ist in anderem Material etwas gleich Erschöpfendes geleistet wie in Meidners Porträt von mir. Nicht nur meine charakteristische Körperhaltung ist haarscharf erfaßt, sondern mit ihr das Belangvollste meiner Gefühlssituation. Wer dies Bild sah, wird mich erkennen. Wenn ich ihm begegne und wenn er mein Werk liest, erkennen im landläufigen und im tieferen Sinne. Und so voll Erkennens sind fast alle Porträtphotos der Rieß. In den männlichen ist die Herbheit oder Verschwommenheit, die zähe Zielbewußtheit oder das Unsichere des betreffenden Typs Figur geworden, hier ist alles aufs entscheidende Agens des Geistigen gestellt, so ergeben sich die geschlossenen Resultate der Persönlichkeit eines Pr. oder Carl-Heinz Martins, Nicolais, Mendelssohns, Jacckels, Meidners und Bechers. Die Schauspielerphotos packen die Grundstruktur des Dargestellten, gewissermaßen den ruhenden Pol, der erst alle die bunten Verwandlungen trägt, besonders interessant bei dem großen phantastischen Zauberer Werner Krauß, der hier in seiner schlichten, fundamentalen Menschengradheit festgehalten ist. Uebergang bilden an Frauenporträts das Luzide der Gussy Holl, das ganz überlegene geistige Helligkeit und Schärfe ist, und das im eignen Raffinement reservierte der Frau W. Das Weibliche schlechthin ist dann in seiner sinnlichen Grazie, seinem fleischigen Reize geformt, im weichen schmiegsamen Fluß leiblicher Haltung. Ebenso rund wie bei den Männerporträts das Geistige ist hier das Vitale, die Epidermis, Haut, Blut und Duft da, in Bildern von Tänzerinnen ist sogar gelungen, das Schwebende, Flüchtige, Huschleichte zu konservieren, das Bild Maria Lessers ward virtuos Bewegung schlechthin. Schließlich hat Frau Rieß sich selbst photographiert, und das wurde zu einem Porträt, das wie ein Ring zusammenhält, tragische Süße und das Schwingende, allen Abenteuern Gewachsene eines gestählten Selbstbewußtseins besitzt.

Gelsenkirchen.

Von

Arnold Kalkner.

[illegible]

Theater und Musik

Vorträge.

Richard und Isolden neuer Roman. [illegible]

Vortragsabend der Gewerkschaft deutscher Bühnenangehöriger. Durch die Tiefe einer Bühne [illegible]

Vortragsabend Hanns Heinz Ewers — Richard Ney (Hebbel-Saal). [illegible]

Thea-Dorn-Vorlesungen in Mainz. [illegible]

Ein Schweizer Dichterabend. [illegible]

Der „Rosenkavalier" am Trauer Ringe in Paris. [illegible]

Aus den Konzertsälen.

[illegible]

Bildende Kunst

Berliner Schulkunstausstellung. [illegible]

Film

Nachrichten.

[illegible]

7. Januar 1923 **Der Bücherkarren** Sonntagsbeilage

Alfred Golsar: Der Niemand.

(Eduard Strache, Verlag, Wien.)

Diese resignierte Prosadichtung ist stilistisch interessant durch die Eindringlichkeit der Erzählungsart, deren Unmittelbarkeit einem ganz nahe auf den Leib rückt und deren Tempo Schlag auf Schlag dahintreibt. Erreicht ist auch eine gewisse Typik, ein Fall unpersönlicher Darstellung, wo sichs um keine individuelle Geschichte einer Privatfigur Soundso mehr handelt, nicht mehr um den Lebenslauf eines Einzelnen, durch minutiöse Beschreibung von andern Unterschiedenen, sondern um die Schilderung einer Gestalt, der viele gleich sind. Hier ist ein Ansatz zum Gattungsroman, der ein Schicksal zeigt, das für eine bestimmte Gesamtheit von Menschen bezeichnend ist. Und zwar wird der unbedeutende Mensch schlechthin zu fassen versucht, also gerade das, was auf Ausnahmefällen erpichte Künstler gewöhnlich vernachlässigen. Sozusagen die Kreatur, die immer bloß eine nebensächliche Nummer unter Millionen war, das Alltäglichste, am wenigsten Unterschiedliche, wird hier in der Tragik des unentrinnbaren Loses entdeckt.

Dieses Unheilsgeschöpf, dem nicht einmal die Gloriole der Stolz eines pathetischen Unglücks gegönnt ist, dessen Leid auch in der fahlen, unauffälligen Mittellage bleibt, die der ganzen kümmerlichen Existenz eignet, wagt hier, sich aufzuschwingen, herauszuheben, bemerkbar zu machen, und bleibt doch in seiner Armseligkeit kleben. Bis jetzt hatte es seinen Platz ausgefüllt, eines jener unzählbaren, lautlos funktionierenden Glieder des allgemeinen Gesellschaftsapparates. Plötzlich überkommt es der Ehrgeiz, und es will mehr sein, sich in Positur setzen, seine Fähigkeiten zeigen, aus dem Mitläufer, Publikumspartikel, Massenartikel ein Eigener werden, ein Sollst, ein Prominenter! Das bekommt ihm aber schlecht, zumal der Mann die Sache moralisch anfaßt, Vergehen aufzudecken beginnt, mit deren Aufdeckung niemandem gedient ist. Und wie er an der Arbeit ist, wächst sein Betätigungsdrang ins Größenwahnsinnige und Führergelüst: in die erste Reihe will er sich schneilen, aus dem Letzten der Erste will er werden, Schrecken einjagen, seine Macht fühlen lassen, alles auf den Kopf stellen, Ereignis, Sensation bedeuten, „der heimliche Kaiser"! Da verfällt er dem Verfolgungswahn, wittert überall Feinde, wirkt als Lärmschläger und Querulant, halb mitleidig, halb angewidert tut man ihn ab. Es gibt eben eine unentrinnbare Mittellage von Existenzen, die — mit oder ohne Protest hingenommen — das ewig gleiche, subalterne, ignorierte Grau bleiben. Wo jedes Aufbegehren nur sich selber schädigt, den eignen Leib und die eigne Seele trifft. Die Weltordnung erledigt prompt und unauffällig solche Vermessenheit. Nachher, als er seine Ohnmacht erkennt, muß so ein Mensch noch froh sein, daß er weiter geduldet wird. Das Aufbegehren war hier nicht die individuelle Revolte eines Anspruchsvollen. Gedacht war vielmehr an alle Leidensgefährten, an einen „Bund der Ohnmächtigen". Zuletzt bleibt das schmerzhafte Eingeständnis, wie real diese Ohnmacht ist: „Wir haben unser Leben im Winkel der Welt abzuarbeiten, zu mehr braucht man uns nicht. — All das Große, Erhabene, Gewaltige im Leben braucht uns nicht . . . Irrlichter für uns . . . Wirrungen. Zu lesen, zu hören für uns . . . vielleicht; aber danach zu leben . . . keineswegs. Gedanken, groß, erhaben, gewaltig . . . was sind wir ihnen? Spielball. Wir können uns nur für sie verbluten."

Das an sich wertvolle, originelle und zeitgemäße Thema ist in diesem Epos der „Nichtse" von Golsar doch nicht mit der letzten Schärfe genommen, das Ganze bleibt ein wenig verkrampft und kraus, hat die Gefahr der Artistenbravour und des Manierwerdens nicht völlig überwunden und hält schließlich nicht den Umfang inne, den so ein auf Momentwirkung, Prägnanz, äußerste Pointierung angewiesener Stil verlangt.

Max Herrmann (Neiße).

Staatsbibliothek zu Berlin
Preußischer Kulturbesitz

Egon Friedell

Es ist ganz selbstverständlich, daß ich diesen Paragraphen für einen Barbarei halte. Jeder erwachsene Mensch hat das Recht, mit seinem Körper zu machen was er will.

Hellmuth von Gerlach

Auf Ihre Anfrage vom 20. dieses Monats erwidere ich ergebenst, daß ich, solange ich denken kann, für die Abschaffung des § 175 des Strafgesetzbuches, auch öffentlich, eingetreten bin. Ungefähr als mein Antipode halte ich es immer für Pflicht, Dinge unter Strafe zu stellen, die mit Unmoralität gar nichts, sondern höchstens mit Psychologie etwas zu tun haben. Vor dem Unmoralischen wird dadurch Vorschub geleistet, selbstverständlich halte ich dagegen einen homosexuellen Verkehr, dann ebenso für strafbar wie einen heterosexuellen, wenn er durch Gewaltanwendung, Drohung unter Mißbrauch irgendeiner sozialen Überlegenheit zustandegebracht wird.

Alfons Goldschmidt

Interessant in sexuellen Dingen bewegte Kulturmenschen, Rückständigkeit und Unkenntnis. Was heute verboten und schwer bestraft werden soll, war gestern erlaubt, ja es war, in Perioden hoher Kultur, vielfach vorbildlich oder Prinzip der damals lebenden und richtenden Menschen. Ich erinnere beispielsweise an das Sexualleben der Primitivvölker, primitiven Völker, die vor mehr als 20 000 Jahren lebten und gewiß nicht kulturärmer waren als wir. Es ist eine Anmaßung sondergleichen, das Sexualleben von Mitmenschen zu beherrschen, wenn es über sich dem augenscheinlichen Gesetze zur Lebenserhaltung einer einzelnen Volkes sind. Begriff und Praxis der „Normalen" oder „Perversen" wechseln in der Geschichte der Geschlechtsbeziehungen, eine Allgemeingültigkeit gibt es nicht und hat es nie gegeben. Es wären schon verwunderliche, in einem sozialen Zustand, der allen Menschen ein genügendes Leben garantierte, durch Gesetze den Geschlechtsverkehr regeln zu wollen. Wenn aber eine Gesellschaft nicht imstande ist, einem großen Teil ihrer Mitglieder ein Weib zu schützen, wie kann sie es wagen, die geschlechtlichen Beziehungen dieser Weiber zu verdammen und mit den schwersten Strafen zu belegen? Sie sollte erst einmal daran gehen, die Grundlagen des Lebens zu ändern. Damit allerdings würden auch Begriff und Gefühl sich ändern. Wie die Dinge heute sind, ist jeder Kampf gegen die Geschlechtsnot nur eine Verschärfung der sozialen Probleme dieser Gesellschaft. Daher sind nicht die vom Strafgesetz bedrohten unsittlich, sondern diejenigen, die sie mit dem Strafgesetz bedrohen.

Geschlechtsgriffe und Geschlechtsempfindungen wechseln in der Entwicklung der Menschheit, aber heute ist bis jetzt die Not vieler Menschen die gleiche geblieben. Suche an sich durch Beherrschung von Gefühlen, die meines Erachtens aus der Unfähigkeit der Menschen zur Harmonie entstehen, zu schützen, so klage ich diejenigen an, die Strafgesetze machen, weil sie den Armen nicht zu nahe gehen können. Das Geschlecht als Ursache ist nur möglich, weil das Geschlecht aus Liebe und Not kommt und gegenseitiges Ursache auch nicht existiert. Verhindern die Not, dann ist sie möglich in einer Gesellschaft, die auch nicht aus der Barbarei kommt ist.

Max Herrmann (Neiße)

Als entschiedener Gegner des ganzen Unfugs, der von der Strafgesetzgebung (und leider auch von einem großen Teile beamteter und nichtbeamteter Spießermeinung) mit dem Begriff (und dem abscheulichen Wort dafür) „gewerbsmäßige Unzucht" getrieben wird, als entschiedener Gegner (aus Gefühl und Überlegung) jeder Verfolgung der „gewerbsmäßigen Unzucht" von sogenannten „normalen" Charakter, bin ich natürlich auch unbedingt gegen das

mittelalterlich verbohrte Ausnahmegesetz, das denjenigen Mann mit Zuchthaus bedroht, der „gewerbsmäßig mit einem anderen Manne Unzucht treibt".

Leider glaube ich nicht, daß unsere offiziellen entscheidenden Ämter überhaupt Argumenten der Gerechtigkeit und Humanität zugänglich sind, ja vielmehr, daß die Meinung und Empfindung eines Dichters ihnen völlig unerheblich, nein, im höchsten Grade verdächtig erscheint.

§ 297 3

»UNZUCHT ZWISCHEN MÄNNERN«?

NEUER DEUTSCHER VERLAG
BERLIN W 8